

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Juni 2016

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinsitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten.

Mitgliedsbeitrag Einzelpersonen € 20; Ehepaare € 27; juristische Personen € 75

Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Postbank Hannover
IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08
BIC PBNKDEFF

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten,
Überweisungen und Schecks ebenfalls **nur in EURO** auszustellen
und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen.

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

HERAUSGEBER

REDAKTION

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

Ernst Dietrich Eckhardt †
Renate Jährling (kommissarisch)
Mitarbeit: Martina Bölc

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Titelbild – Ölbild „Poststation in Megamendung“ (Distrikt in West-Java) von Raden Saleh, 1871, ca. 55 x 75 cm, Privatbesitz Singapore. Aus „Raden Saleh. The Beginning of Modern Indonesian Painting“ (StuDeO-Bibl. 3046), S. 331. – Siehe dazu S. 3-6.

Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10

STELLV. VORSITZENDE

Hilke Veth

SCHATZMEISTERIN

Elke Meller

ARCHIV, BIBLIOTHEK,

SAMMELSTELLE

Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN

Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-

HAUS: VERWALTUNG

Dr. Ursula Fassnacht

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

SONDERAUFGABEN

Dr. Siems Siemssen

Liebe Leserin, lieber Leser

Das StuDeO hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Lebenserinnerungen von Ostasiendeutschen zu bewahren, aber auch eine Brücke zu den heutigen Erfahrungen von Deutschen in dieser Region zu bilden. Aus diesem Grund planen wir im INFO eine Reihe von Artikeln, die – jeweils zu einem bestimmten Thema – eine Verbindung von früher und heute herstellen und zum Vergleich anregen. Den Anfang macht in diesem Heft ein Beitrag über „Deutsche Studierende in China – Impressionen aus knapp hundert Jahren“ (S. 13). Als nächstes möchten wir über das Erlernen der chinesischen Sprache berichten. Wenn Sie dazu etwas aus Ihren Erfahrungen beisteuern möchten (Haben Sie Chinesisch gelernt? Mit welcher Methode? Können Sie sich noch an Lehrer erinnern?), freuen wir uns! Auch Anregungen für weitere Themen zu „gestern und heute“ sind willkommen.

Heute spricht alle Welt von der Globalisierung. Daß es auch schon vor weit über hundert Jahren Menschen, Familien und Firmen gegeben hat, die global agierten und zu Mittlern zwischen den Kulturen wurden, zeigt sich eindrucksvoll an der deutsch-amerikanisch-japanischen Familie Helm (S. 33), aber auch an dem indonesischen Maler Raden Saleh, der in der ersten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts in Europa Furore machte (siehe unten). Ein Bild von ihm schmückt das Titelblatt.

Außerdem erfahren Sie etwas über den Bergbauingenieur Fritz Klicker, der seit 1907 in China tätig war (S. 9), und können Erinnerungen an Niederländisch-Indien und Japan (von Erika Seele S. 23), an eine Jugend in Shanghai (von Udo Meske, S. 19) und ein Porträt von Wera Schoenfeld geb. Siemens lesen (S. 39). Interessant sind auch die Erinnerungen von Otto Frei, Kind eines Schweizers und einer Chinesin, der etwas über seine Jugend im kommunistischen China (1951-1964) berichten kann (S. 28). Außerdem weisen wir auf eine Ausstellung in Hamburg über John Rabe und seine Freunde hin (S. 42) und stellen Ihnen – wie immer – interessante Bücher vor. Passend zum Sommer haben wir auch einen Artikel über Hermann Höne und seine einzigartige Schmetterlingsammlung aus Ostasien im Heft (S. 6)!

Vom Sommer war bei Redaktionsschluß noch nicht viel zu bemerken. Aber das ändert sich hoffentlich. In diesem Sinne: Genießen Sie die schöne Jahreszeit! Und viel Spaß beim Schmökern.

Das wünscht Ihnen Ihr
Redaktionsteam

Raden Saleh – ein Mittler zwischen Orient und Okzident Lebensgeschichte des Malers nach dem Buch von Werner Kraus

Peter Hütz

Herkunft und Erziehung

Raden Saleh (1811-1880) entstammte einem alten javanischen Geschlecht mit wahrscheinlich arabischen Wurzeln. Geboren wurde er am Hof seines Onkels Sura-adimanggala, dem „Bupati“ (Regenten) von Semarang. Nach dem frühen Tod seines Vaters nahm sein Onkel ihn wie einen Sohn in seine Familie auf. Er sorgte auch dafür, daß Saleh, dessen Begabung im Zeichnen und Malen er schon früh erkannte, in Buitenzorg (heute Bogor), dem Sitz des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien, europäisch erzogen und in Malkunst unterrichtet wurde.

Große Erfolge in Europa (1829-1852)

Saleh konnte seinen Plan, Europa kennenzulernen, 1829 umsetzen. Als Sekretär des Finanzministers de Linge reiste er auf einem Segelschiff nach Hol-

land. Dank eines großzügigen Stipendiums Königs Wilhelm II der Niederlande war es ihm möglich, seine Malkunst unter Anleitung holländischer Meister zu vervollkommen und als hochgeschätzter Portraitmaler in Den Haag tätig zu werden. Nachdem er den seinerzeit berühmten Tierbändiger Henri Martin kennengelernt hatte, malte er vor allem exotische Tiere wie Löwen und Tiger. Die ungebändigte Natur dieser Tiere faszinierte ihn.

Er verließ Den Haag im Mai 1839, um eine Reise durch Europa anzutreten. Über Düsseldorf und Frankfurt kam er nach Berlin, wo er halbtags im Berliner Museum arbeitete, das über eine große Gemäldesammlung verfügte. Von den Bildern dort war er wenig begeistert, sie entsprachen wohl nicht seinem bevorzugten romantischen Kunstverständnis. In der Stadt erstaunte ihn vor allem die omnipräsente Musik, die er so noch nie erlebt hatte.

Sein nächster Aufenthaltsort Dresden erwies sich schnell als sehr viel mehr als eine Unterbrechung seiner Bildungsreise. Die einflußreiche Familie Serre nahm ihn wie einen Sohn in ihr Haus auf. Er wurde bei Hof vorgestellt und verkehrte anschließend in der Dresdner „Haute Volée“. Generell war er angetan von der kunstgeprägten Atmosphäre der Stadt und besonders von den königlichen Kunstsammlungen, zu denen er, wie die Dresdner Bürger, freien Zugang hatte. Im Salon von Frederike Amalie Serre traf er mit vielen der großen Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer seiner Zeit zusammen. An die kunstsinnigen Gespräche mit ihnen wird er sich sein Leben lang, teilweise sehnsüchtig, erinnern. In Dresden entschied Saleh auch, sich wieder wie der orientalische Prinz zu kleiden, der er war. Bewußt oder unbewußt kam er damit dem Biedermeier Zeitgeist entgegen, der ohne genauere Kenntnisse alles Orientalische romantisch verehrte. Der an Bildung interessierte und als Maler hochbegabte Raden Saleh muß vielen Dresdnern wie die Personifikation ihrer Vorstellungen vom Orient erschienen sein.

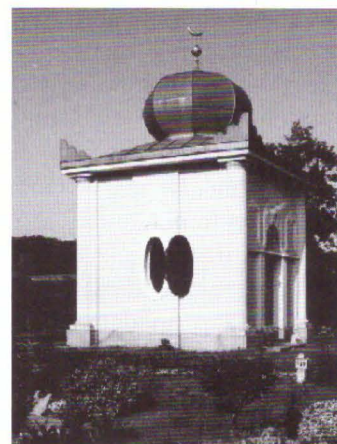


*Kopf eines Löwen, 1848
Kupferstichkabinett Dresden
Kraus, S. 200*

Die nächste Station war Coburg in Oberfranken, wo er von März bis Dezember 1844 blieb. Er hatte Herzog Ernst II von Sachsen-Coburg und Gotha, Bruder des Prinzgemahls Albert, Ehemann der Königin Victoria von England, in Dresden kennengelernt und war von ihm auf seinen Stammsitz Coburg eingeladen worden. Die Zeit in Coburg erwies sich wohl als glücklichste im Leben Salehs. Der Herzog interessierte sich für Malerei und malte selbst. Saleh konnte allein durch Berge und Wälder im Raum Coburg streifen und wurde so beim Volk bekannt und beliebt. Im Dezember 1844 reiste Saleh in die Niederlande und wurde dort von König Wilhelm II in Den Haag empfangen. Den ihm verliehenen Orden „Eichene Krone“ empfand er als eine große Auszeichnung. Anfang Mai 1845 empfing ihn König Louis-Philippe von Frankreich in Paris. Sommer und Herbst des Jahres verbrachte er wieder in Coburg, wohin er zu Feierlichkeiten anlässlich des Besuchs der Königin Victoria von England von Herzog Ernst II eingeladen worden war. Im Dezember kam er zurück nach Paris und bezog in der Allée des

Veuves ein Atelier, ein Geschenk des Königs. 1847 besuchte er London und Edinburgh. Königin Victoria und ihr Prinzgemahl Albert luden ihn zu einem Dinner ein.

Das Ende des Jahres verbrachte er in Maxen bei Dresden, um an der Seite seines väterlichen Freundes Friedrich Serre zu sein, der schwer erkrankt war. Mit ihm besprach er auch den Bau der „Blauen Moschee“ (1848), ein Gartenhaus im „orientalischen Stil“. Sie steht noch heute in Maxen (18 km südöstlich von Dresden)



*„Blaue Moschee“ in Maxen,
auch „Blaues Häusel“ genannt*

und erinnert an ihren Bauherrn Raden Saleh und seine Zeit in der sächsischen Metropole.

Anfang 1848 war er zurück in Paris und blieb dort bis Anfang 1851. Obwohl er viel malte, gelang es ihm nicht, seine gesellschaftlichen Erfolge in Dresden und Coburg zu wiederholen.

Zurück in Java (1852-1875)

Wohl auch deswegen beschloß Saleh, in seine asiatische Heimat zurückzukehren, wo er, nach einer Abwesenheit von 23 Jahren, im März 1852 eintraf. Von der holländischen Kolonialregierung in Batavia (Jakarta) wurde der erfolgreiche, mit vielen europäischen Orden ausgezeichnete Maler zunächst großzügig und mit allen Ehren empfangen. Die Holländer ernannten ihn zum Kurator für die Gemäldesammlung der Kolonie, ein hoher Posten, der seinem Ruf als europäischer Maler entsprach. Aber die Stimmung der Holländer gegenüber Saleh änderte sich, als er Constancia Winckelhaagen, eine Europäerin, heiratete und mit ihr in Batavia lebte. Mischehen zwischen Javanern und weißen Frauen waren in der kolonialen Gesellschaftsordnung nicht vorgesehen. Salehs Versuche, für sich und seine Frau Akzeptanz in der holländischen Gesellschaft zu finden, scheiterten kläglich.

Auf sein künstlerisches Schaffen schien sich das Fehlen gesellschaftlicher Würdigung zunächst nicht auszuwirken. 1857 vollendete er sein größtes Meisterwerk „Die Gefangennahme von Pangeran Dipanegara“. Dipanegara hatte beim Aufstand 1823 die Javaner gegen die Holländer geführt, die ihn – entgegen ihrer Zusagen – in die Verbannung schickten. Saleh hatte subtil die Wut der Javaner über diesen Wortbruch dargestellt, was die Holländer erst Jahre später bemerkten.

Im selben Jahr baute sich Saleh in Cikini, Batavia, ein großes Haus in einem vielbewunderten, mit viel Sorgfalt angelegten Garten. In diesem Haus verwendete er auch Stilelemente, die er auf Schloß Callenberg in Coburg kennengelernt hatte. Besonders Wert legte er darauf, nur javanische und keine holländischen Handwerker an seinem Bau zu beschäftigen. Aber das schöne Haus sollte ihm kein Glück bringen. Besonders die holländischen Regierungsbeamten gönnten einem „Inlander“ (Eingeborenen), wie sie Saleh insgeheim noch immer bezeichneten, ein solches Haus nicht. Daß er ihnen an Bildung und europäischer Lebenserfahrung weit überlegen war, steigerte noch ihren Haß. Saleh konnte nur wenige Jahre darin leben, bevor er es wieder verkaufte. Es steht noch heute als Teil eines Hospitals, eines der wenigen noch erhaltenen Bauwerke aus der holländischen Kolonialzeit.

1862 trennte sich Saleh von seiner Frau und heiratete fünf Jahre später eine javanische Prinzessin, Raden Ayu Danoediredjo. Er lebte mit ihr in Buitenzorg. Da die Ehe kinderlos blieb, adoptierte das Paar eine junge Nichte, Sartinah. 1865 unternahm Saleh eine vielbeachtete, offizielle Reise nach Zentraljava, von der er eine reiche, wissenschaftliche Ausbeute an Kunstgegenständen, Manuskripten und paläontologischen Fundstücken mitbrachte. Er konnte den Merapi, den höchsten Vulkan Javas, besteigen und erlebte einen starken Vulkan- ausbruch, den er in vielen Phasen malte.

1869 kam es zu einem Bauernaufstand auf Java gegen die als ausbeuterisch empfundene holländische Kolonialregierung. Obwohl Saleh mit diesem Aufstand weder direkt noch indirekt irgendetwas zu tun hatte und dieser Umstand den Behörden bekannt war, wurde er zusammen mit seiner Familie verhaftet und unter erniedrigenden Umständen wochenlang festgehalten. Auch nach seiner Freilassung wurde er argwöhnisch beobachtet und schikaniert. Er erfuhr keine Rehabilitation. Niemand in der holländischen Verwaltung war zu einer Entschuldigung bereit. Die Wut der holländischen Kolonialbürger auf den gebildeten, erfolgreichen und allseits geachteten „Inlander“, der in keiner Weise in die damaligen Kolonialvorstellungen paßte, schien sich mit der ihm angetanen, zutiefst beleidigenden Behandlung zu entladen.

Wieder in Europa (1875-1879)

Saleh wird diese Ereignisse bis zu seinem Lebensende nicht überwinden können. Er verfiel in eine tiefe Depression und konnte lange Zeit nicht mehr malen. Schließlich beschloß er, nach Europa zurückzukehren, wo er so viele glückliche und erfolgreiche Jahre verlebt hatte, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Mit seinem Freund,

Herzog Ernst II von Sachsen-Coburg und Gotha, nahm er wieder Verbindung auf und wurde von ihm nach Coburg eingeladen. 1875 verließ Saleh mit seiner Familie Java. Über Marseille, Paris und Den Haag erreichte er Coburg im Oktober. In Den Haag empfing ihn König Wilhelm III, ein Zeichen, daß sein guter Ruf dort ungebrochen war.



*Portrait von Raden Saleh, 1840
Ölbild von Johann Friedrich Albrecht Schreuel
Rijksmuseum Amsterdam
Kraus, S. 38*

Herzog Ernst empfing Saleh als Freund, stellte ihm eine angemessene Unterkunft zur Verfügung und versuchte alles, ihm und seiner Familie den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Aber die politischen Verhältnisse hatten sich in den über zwanzig Jahren seit seinem letzten Aufenthalt grundlegend geändert. Deutschland war ein Kaiserreich geworden, das international nach Weltgeltung strebte. Das Herzogtum Coburg von Ernst II bestand nur noch formell. Politisch war es bedeutungslos. Auch die Kunstszene war völlig anders geworden. Saleh hatte als ein der Romantik zugewandter Porträtmaler gearbeitet. Mit der impressionistischen Gegenwart, wie beispielsweise von Renoir, Manet oder Monet praktiziert, konnte er nichts anfangen. Seine Kunst war nicht mehr gefragt. Darüber hinaus kam vor allem seine Frau mit dem harschen Klima in Coburg nicht zurecht.

Im November 1876 entschloß sich das Ehepaar Saleh, ins wärmere Italien, zunächst nach Florenz, übersiedeln. 1877 besuchte er Rom, Neapel, Capri und Paris, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Java bleiben sollte. Er erlebte die Weltausstellung, aber als seine Frau erkrankte, kehrte er mit seiner Familie nach Batavia zurück, wo er im Januar 1879 eintraf.

Lebensende in Buitenzorg auf Java (1879-1880)

Von seinen vielen Freunden wurde er begeistert und aufs Herzlichste willkommen geheißen. Auch der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien empfing ihn mit großer Aufmerksamkeit und bat ihn, das ihm widerfahrne Unrecht zu vergessen. Raden Saleh lebte wieder in Buitenzorg als ein wegen seiner Kunst und seinen Erfahrungen mit den Mächtigen der europäischen Welt hochgeachteter Mann.

Als er im April 1880 starb, schien ihm vom Schicksal für sein letztes Lebensjahr so etwas wie ein Abendleuchten gewährt worden zu sein. Er hatte als Mittler der Kulturen von Orient und Okzident gelebt und gearbeitet, aber auch gelitten. Kunstinteressierte Menschen, weit über Indonesien hinaus, sehen in seinem Schaffen den Beginn moderner indonesischer Malerei.

Quelle: Werner Kraus: Raden Saleh. The Beginning of Modern Indonesian Painting. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung in der „Galeri Nasional Indonesia“ in Jakarta 2012. Herausgeber: Goethe-Institut Indonesien, anlässlich seines 50jährigen Bestehens (ISBN 978-602-18212-1-3).

Über den Autor: Werner Kraus, 1944 geboren, studierte unter anderem die Geschichte Südostasiens in Heidelberg und New York. Er lehrte an mehreren europäischen und asiatischen Universitäten und war Mitbegründer des Fachbereichs für Südostasienkunde an der Universität Passau. Nachdem er sich zunächst intensiv mit den mystischen Dimensionen des Islam in Südostasien beschäftigt hat, konzentriert er sich jetzt auf die Kunst in diesem geographischen Raum. Kraus leitet heute das „Private Centre for Southeast Asian Art“ in Passau.

Hermann Höne (1883-1963) Seine einzigartige Schmetterlingssammlung aus Ostasien

zusammengestellt von Renate Jährling

Lebenslauf¹

Hermann Wilhelm Höne wurde am 15. Dezember 1883 in Hannover geboren. Bereits als Grundschüler begann er, eine Schmetterlingssammlung anzulegen. Nach kaufmännischer Lehre und Wehrdienst trat er 1908 in Yokohama als Import- und Exportkaufmann bei Bergmann & Co. ein, einer Firma für japanisches Kunstgewerbe. Seine ganze Freizeit widmete er auch hier den Schmetterlingen. Er sammelte vor allem im zentralen Gebirgsmassiv des Asamayama auf Honshu und in Nordjapan auf Hokkaido. Ein großer Teil dieser Sammlung ist leider auf einem Transport nach Dresden zerstört worden.

1912 heiratete er in Yokohama die Dänin Ellen Ringsted (1887-1971). Wegen der Einschränkung der Berufstätigkeit für Deutsche im Ersten Weltkrieg – die Firma Bergmann mußte 1917 schließen – siedelte das Ehepaar 1918 nach Shanghai um. Die folgende Zeit war finanziell sehr schwierig. Erst 1919 nach einer Anstellung bei Carlowitz & Co. in Shanghai, dann bei Agfa (Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin), ging es wieder bergauf. Ab Ende 1920 war Höne in Shanghai im Farbenvertrieb und von 1929 an im Fotovertrieb der Agfa tätig. Er blieb bis zur Schließung der Firma im April 1946 in deren Diensten.

¹ Als Quellen hier und nachfolgend: Dokumentensammlungen StuDeO Archiv Nr. *2734 und *2874.

Das Ehepaar Höne bekam in Shanghai zwei Söhne: Svend Hermann (1919-1986) und Paul Erik Höne (geb. 1929), die beide die Kaiser-Wilhelm-Schule (KWS) besuchten.

Entstehung der China-Sammlung

Hermann Höne befaßte sich auch in China leidenschaftlich mit dem Aufbau und der Vervollständigung seiner Schmetterlingssammlung. Zunächst sammelte er im Shanghaier Umfeld, dann bei Ausflügen, z.B. zum Mokanshan, nach Lungtan oder Kuling. Später folgten lange, jeweils über ein Jahr dauernde dienstliche Aufenthalte in Amoy (heute Xiamen), Canton und Linping, wo er ebenfalls erfolgreich auf Fang ging.

Auf diese Weise erfaßte er bereits in den ersten Jahren die Provinzen entlang der Küste Südostchinas. Auch kurze Unterbrechungen seiner Urlaubsreisen per Schiff und Bahn nach Europa, z.B. im Laushan-Gebirge bei Tsingtau, in Korea oder der Mandschurei, wurden zum Sammeln genutzt. Zwischen 1933 und 1938 nahm er einheimische Sammler zu Hilfe, die er „in Shanghai systematisch anlernte und dann planmäßig von Provinz zu Provinz ins Landesinnere schickte.“²

² G. Niethammer: Zur Geschichte der „Sammlung Höne“. Sonderdruck aus: Bonner Zoologische Beiträge, Heft 3/4 (1963), S. 234-245.

Aufbewahrung der Sammlungen

Bis 1936 ließ Höne sein gesamtes – nach Familien und Gattungen säuberlich sortiertes – Material im Zoologischen Museum in Berlin aufbewahren. Jedem Schmetterling wurde ein Etikett für sein Fanggebiet beigelegt: Ort, Provinz, oft auch die Höhenlage im Gebirge (s. Abb. S. 51 oben). Der Kunsthistoriker Dr. Gustav Ecke, damals Professor an der Amoy-Universität, überzeugte ihn aber, seine Sammlungen dem Museum Alexander Koenig in Bonn zu überlassen, das „ideale Unterbringungsmöglichkeiten“ böte. Laut Schenkungsurkunde vom 10. Mai 1936 betrug „die gesamte Stückzahl etwa 200.000 Exemplare und schloß alle Typen, alle Unikate, Variationen und Aberrationen ein“.³ In Anerkennung seiner Leistungen verlieh ihm die Universität Bonn 1936 an seinem Geburtstag den Doktor der Philosophie honoris causa, als einem, wie es in der Urkunde heißt, „idealgesinnten, unermüdlich tätigen, uneigennütigen Förderer wissenschaftlicher deutscher Forschung“. Nach seiner Rückkehr nach China hielt Höne bis 1943 Vorlesungen über Zoologie an der Deutschen Medizinischen Akademie Shanghai.⁴



Hermann Höne im Museum Koenig, Bonn
Karikatur von Jan Nieuwenhuys, 1955

Nach Kriegsende wurden die meisten Deutschen in Ostasien auf Druck der Siegermacht USA enteignet und nach Deutschland deportiert, die Eltern Höne mit dem jüngeren Sohn Eric – Svend war 1939 zur Wehrmacht beordert worden – im Juli 1946 auf der „Marine Robin“. Hermann Höne

³ Zoolog. Forschungsinstitut und Museum Alexander Koenig, Bonn, 18. Juni 1954: Vorgang zum Ankauf der Privatsammlung Dr. h. c. Hermann Höne.

⁴ Vgl. FN 2.

wurde im Museum Koenig in Bonn als freier Mitarbeiter aufgenommen, um die Schmetterlingssammlungen wissenschaftlich zu betreuen. Unermüdlich tätig starb er an seinem Arbeitsplatz an einem Schlaganfall am 11. Dezember 1963, wenige Tage vor seinem 80. Geburtstag.

Hans-Erkmar Back: Die „Sammlung Höne“ im Museum Koenig⁵

Die Schmetterlingssammlung des Zoologischen Forschungsinstituts und Museums Koenig in Bonn gehört zu den größten dieser Art in Europa. Den Grundstock der Sammlung bildeten die Expeditionsausbeuten von Geheimrat Alexander Koenig (Ornithologe und Zoologe, 1858-1940), dem Gründer und Erbauer des Museums [1912]. Die Ausbeuten waren klein, sie umfaßten wenige hundert Exemplare. Kleinere Schenkungen von einigen tausend Exemplaren kamen hinzu.

1936 erhielt das Museum eine Sammlung ostasiatischer Lepidopteren [wissenschaftlicher Name für Schmetterlinge], die in ihrer Art einmalig ist: die „Sammlung Höne“. Hermann Höne ließ dem Haus damals 200.000 Schmetterlinge als Geschenk zukommen. Weitere 200.000 Exemplare erwarb man 1954 käuflich. Höne veranlaßte noch den Erwerb der Sammlung seines Freundes und Mitarbeiters Karl Eugen Wehrli, womit weitere 150.000 Tiere, überwiegend Geometriden [Familie der Spanner] nach Bonn kamen.

Höne hatte zwischen 1920 und 1946 in China wahrscheinlich mehr als eine Million Schmetterlinge gesammelt. Eine große Anzahl davon ging verloren, als chinesische Soldaten eine unersetzliche Ausbeute aus Tibet und vom Mianshan [Provinz Shanxi] mutwillig zertrampelten. 50.000 Noctuiden [Nachtfalter] fielen während des Krieges einer Bombennacht zum Opfer. Mehrere zehntausend Falter, darunter fast alle Kleinschmetterlinge, gingen an andere Sammlungen bzw. wurden von Höne freigiebig seinen Freunden und Mitarbeitern als Bearbeitungsbolus überlassen. Heute [1977] liegen aus der Sammlung Höne rund 3.000 (!) Typen vor. Aus einer einzigen Ausbeute von 1934/35 konnte der Wissenschaftler A. Caradja im Laufe der Zeit nicht weniger als 17 neue Gattungen, 124 Arten und 2 Unterarten beschreiben. Der von Höne veranlaßte Ankauf der Privatbibliotheken von Wehrli und Cretschmar und seine mit vielen An-

⁵ Bearbeitete Auszüge aus: Hans-Erkmar Back: Die Lepidopterenammlung im Zoologischen Forschungsinstitut und Museum Alexander Koenig. Bonner zoologische Beiträge, Heft 1/2, 28/1977, S. 198-205 (www.zobodat.at/pdf/Bonner-Zoologische-Beiträge_28_0198-0205.pdf).

merkungen versehene Privatbibliothek befinden sich in der Fachbibliothek des Museums.

Paul Erik Höne: Zur Schmetterlingssammlung meines Vaters⁶

Als Vater mit dem Sammeln der Schmetterlinge in Japan begann, hat er sich sicherlich nicht vorstellen können, wie stark sich diese Leidenschaft auf sein späteres Leben und das der Familie auswirken würde. Den allergrößten Teil seiner Freizeit verwendete er dafür und hatte das große Glück, daß Mutter ihn stets dabei unterstützte. Ohne ihre Zurückhaltung und jahrelange stille Hilfestellung hätte die Sammlung in dem Umfang und mit der damit verbundenen wissenschaftlichen Ausbeute nicht entstehen können.

Es ist kaum nachzuvollziehen, mit welcher Ausdauer und Umsicht, mit welchem Fleiß und Optimismus die Hauptsammler Ah You und Da Yü (*Fotos rechts*) jahrelang ihre Sammeltätigkeit, oft zusammen mit den ihnen unterstellten Hilfssammlern, an den verschiedenen Orten im Inneren Chinas, selbst unter den widrigsten Umständen ausführten. Vater hat deren Leistungen mehrfach, in Fachberichten und in Vorträgen, öffentlich gewürdigt. Er lobte auch ihr kluges Verhalten bei lebensgefährlichen Situationen, in die sie mehrfach während der politischen und kriegerischen Unruhen in den Jahren 1937 bis 1939 gerieten.

Es gab keinen Sponsor. Vater hat auch nie eine Institution oder jemanden um eine finanzielle Unterstützung gebeten. Die Ausgaben für die Ausbildung der Sammler, für die Ausrüstung und Finanzierung der Expeditionen selbst, für eigenes Fangmaterial wie auch für Schränke und Schubladen im Hause, für Verpackung, Versand und Porto bezahlte er ausschließlich aus eigener Tasche. Um die teuren Expeditionen zu finanzieren, hatte er mehrmals schweren Herzens kleine Teile seiner damaligen Ausbeute schon in Shanghai verkaufen müssen.



*Ellen und Hermann Höne
mit Fangnetz und Botanisierkasten
1940 in Korea*

In drei Separat-Abdrucken der „Entomologischen Rundschau“ [Entomologie ist der Fachausdruck für Insektenkunde] der Jahrgänge 54 (Nr. 33, 1937), 55 (Nr. 33, 1938) und 56 (Nr. 24, 1939) berichtet Vater ausführlich über Geographie, Fauna und Flora der Sammelgebiete, über seine eigenen Sammelgebiete, weit mehr aber über die der einheimischen Sammler mit ihren abenteuerlichen Reisen und Erlebnissen.

Nach der Schenkung des Jahres 1936⁷ verkaufte er 1954 den noch in seinem Besitz befindlichen zweiten Teil seiner Sammlung, wieder rund 200.000 Exemplare, dem Bonner Museum Alexander Koenig. Als Idealist nutzte er einen großen Teil des Ertrags wieder für Ankäufe auswärtiger Sammlungen, die er als besonders wichtige wissenschaftliche Ergänzung zum vorhandenen Bestand ansah.⁸

Das von 1945 bis 1950 für Besucher geschlossene Museum Koenig wurde 1949 umgestaltet. Der zerstörte linke Flügel wurde neu errichtet, wo sich dann in der obersten Etage der große „Schmetterlingssaal“ und daran anschließend die „Dienstwohnung Höne“ befinden sollten. Später entstand im Museumspark ein Neubau, in dem für wissenschaftliche Zwecke das Archiv der Schmetterlingssammlung bis heute untergebracht ist. Repräsentative Exemplare zeigt das Museum den Besuchern in Schaukästen.

Das wichtigste Resultat von Vaters Sammeltätigkeit ist neben der Entdeckung vieler neuer Schmetterlingsarten wohl der von ihm und seinem rumänischen Freund Fürst von Caradja aus der Fülle der Ausbeute erbrachte und schließlich von der Fachwelt anerkannte Beweis, daß China und Japan die ursprünglichen Heimatländer aller europäischen Schmetterlinge sind.

Meine Mutter Ellen wurde zweimal durch Benennung von Schmetterlingen mit ihrem Namen geehrt: „Satyrus Ellenaë“, „Hoenea Helena“.

Weitere Exemplare aus der Sammlung meines Vaters bekamen die Kennung „Hoenei“. Somit hat der Name Höne in der latinisierten Form für alle Zeit Eingang in die Entomologie gefunden.

⁷ Schenkungsurkunde Shanghai, 10. Mai 1936 (Abschrift unter FN 1).

⁸ Diese Transaktionen können in der „Zeitschrift der Wiener Entomologischen Gesellschaft“ vom 15. Juli 1964 nachgelesen werden.

⁶ Auszüge aus: P. E. Höne: Familienchronik Höne, 4. Mai 2005, 10 S. (s. FN 1).

Geschätzt, geehrt und schikaniert

Friedrich Jacob (Fritz) Klicker – Bergbauingenieur in China (1907 bis 1952)

1. Teil

Hellmut Klicker¹

Kurzer Lebenslauf von Fritz Klicker

- 1883 Geboren am 04.08.1883 in Dudweiler (Saar)
- 1899-1902 Bergbaupraktikum
- 1902-1904 Studium an der Königlichen Bergbauschule zu Saarbrücken
- 1904-1906 Militärdienst
- 1907 Anstellung bei der Schantung-Bergbau-Gesellschaft und Ausreise nach China
- 1907-1912 Beschäftigung im Steinkohlenbergwerk bei Fangtse unweit Weihsien (heute Weifang). Das Revier lag innerhalb der 30 Li-Zone (15 km) zu beiden Seiten der Schantung-Eisenbahn, die dem Deutschen Reich im Pachtvertrag für Kiautschou zur Nutzung zugestanden worden war. Fangtse war eine kleine, unbedeutende Grube. Die Kohle war minderwertig und als Brennstoff für Schiffe ungeeignet. 1910 waren 60 Deutsche in Fangtse tätig. Das Revier wurde 1914 geschlossen.²
- 1912-1917 Betriebsleiter des Bergbaubetriebes der Ching-Ching Minen G.m.b.H. (deutscher Firmennamen laut Briefkopf), auch Ching-Hsin oder Ching-Hsing Mining Corporation genannt, in Ching-hsing (Jingxing) westlich von Shijiazhuang.³ Die Gesellschaft war ein deutsch-chinesisches Gemeinschaftsunternehmen. Geschäftsführer war Constantin von Hanneken [vgl. *Buchbesprechung S. 44*].
- 1920-1927 Betriebsleiter der Chen Fong Coal Mining Company, 55 km westlich von Shijiazhuang
- 1923 Eheschließung am 26.05.1923 in Peking mit Amalie Hedwig Trendel. Vier Söhne: Kurt (1924-1984), Rolf (1926-2016), Hellmut (geb. 1931) und Erich (geb. 1944)
- 1927-1946 Chefingenieur der Chung Hsing Coal Mining Co., Ltd. in Tsaochuang (Zaozhuang)⁴
- 1946-1952 Fritz Klicker in kommunistischer Hand in Nordchina und Tsingtau
- 1952 Rückkehr nach Deutschland
- 1954 Auswanderung nach Durban, Südafrika. Dort am 20. Mai 1955 gestorben.



Tsaochuang (Zaozhuang) 1927-1937

Mein Vater, Fritz Klicker, übernahm 1927 nach seiner Tätigkeit in den drei Kohlenzechen bei Fangtse und Shijiazhuang die Betriebsleitung der Chung Hsing Coal Mining Co., Ltd. in Tsaochuang in Süd-Schantung. Bei dem 1880 von Chinesen gegründeten Unternehmen gab es zeitweilig auch eine deutsche Beteiligung, die jedoch 1908 oder

1909 zurückgezogen wurde, obgleich Tsaochuang die beste Kokskohle in Nordchina lieferte und über hohe, ungenutzte Reserven verfügte. Möglicherweise störten sich die deutschen Investoren an der Mißwirtschaft und Korruption, die in Tsaochuang, ebenso wie anderswo im chinesischen Bergbau, an der Tagesordnung war. Dieser Zustand war nicht neu. In einer Untersuchung der Mißstände im

¹ Der Verfasser, 1931 als Sohn von Fritz Klicker in Peking geboren, lebt in Ashiya bei Kobe, Japan. Die Aufzeichnungen (StuDeO-Archiv *0367, 22 S.) verfaßte er 1997. Der Zeitabschnitt von 1949 bis 1952 wurde stark gekürzt.

² Anmerkung von Wilhelm Matzat: Fangtse und Hungshan wurden von den Japanern besetzt, die Deutschen hatten sich in Richtung Tsinanfu abgesetzt und vorher beide Zechen unter Wasser gesetzt, damit die Japaner die Bergwerke nicht sofort nutzen konnten. – Vgl. H.-M. Hinz und C. Lind (Hrsg): Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914 (1998), Ausstellungskatalog, S. 152-158.

³ Shijiazhuang, Hauptstadt der Provinz Hebei, liegt knapp 300 km südwestlich von Peking an der Bahnlinie nach Hankow (Wuhan).

⁴ Zaozhuang liegt in Süd-Shandong nahe der Grenze zur Provinz Jiangsu am Kaiserkanal und verfügt über große Kohlevorkommen.

Bergbau im Auftrag des Kaisers Qian Long (1736-1796) heißt es:

“Die Natur hat uns mit ausgezeichneten Mineralvorkommen versorgt. Diese sind in der Lage, großen Nutzen für das Volk zu erbringen. Die Beamten, die dachten, daß im Minengeschäft viel Geld steckt, wollten sich selbst bereichern, so daß in jedem Bergbauggebiet Korruption aufkam, zum größ-



Verwaltungsgebäude der Chung Hsing Coal Mining Co. in Tsaochuang (1923), in dem mein Vater, Fritz Klicker, sein Büro hatte

ten Schaden des Volkes. Aus diesem Grund lehnen es die Reichen ab, in Minen zu investieren, und die Bergbauunternehmen sind allmählich ruiniert.“¹ Ein weiterer Grund für die fehlenden Investitionen mögen die verwegenen Banditen gewesen sein, die die Gegend unsicher machten. Tsaochuang war ein sehr gefährliches Pflaster. Die Berge in der Umgebung waren von alters her ein Schlupfwinkel für Banditen, die Reisende überfielen und verschleppten, um Lösegeld zu erpressen. Das Gelände war dafür bestens geeignet. Vom Gipfel des höchsten Berges, des Baozigu, ließ sich das gesamte Terrain überblicken. Näherte sich Militär, so verwandelten sich die Banditen in harmlose Bauern oder verschwanden spurlos. Die turbulente Zeit nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie ermutigte sie zu immer dreisteren Taten.

1923 machten die Banditen vom Baozigu weltweit Schlagzeilen, als sie den Blauen Express der Tientsin-Pukow Bahn bei Lincheng zum Entgleisen brachten und einige Amerikaner, Europäer und reiche Chinesen gefangennahmen und zum Baozigu verschleppten. Damals war Lincheng durch eine Zweigbahn mit dem etwa 25 km östlich gelegenen Bergwerk in Tsaochuang verbunden. Tsaochuang, wo das Vermittlerteam und die internationale

Presse ihr Quartier aufgeschlagen hatten, wurde für kurze Zeit ein Begriff in der Weltöffentlichkeit. Das Geiseldrama konnte erst nach Wochen zäher Verhandlungen beendet werden.² Der Vorfall erwies sich als äußerst publikumswirksam. Alle Komponenten, d.h. die Beteiligten, das Umfeld und der Verlauf der Ereignisse, entsprachen in jeder Hinsicht dem Sensationsbedürfnis und den Erwartungen der Öffentlichkeit: Elegant ausgestatteter Luxuszug, reiche Passagiere, exotischer Tatort, nächtlicher Überfall und Verschleppung durch fremde, unberechenbare Banditen, Gefangenschaft in einem Tempel auf dem Baozigu und Befreiung durch internationale Intervention. Ein Stoff für Hollywood!³

Der Überfall bei Lincheng zeigte, daß die Banditen auch vor der Entführung von Ausländern nicht zurückschreckten. Mein Vater wurde deshalb während der Jahre in Tsaochuang ständig von einem Soldaten begleitet, selbst unter Tage. Der Sold für einen Soldaten war gering, gemessen an dem Lösegeld, das für

meinen Vater hätte aufgebracht werden müssen. Die innere Grubenstadt war von einer hohen Mauer umgeben, auf der Soldaten der Grubenwache patrouillierten. Nach Sonnenuntergang wurden die Tore geschlossen, und Scheinwerfer leuchteten das Gelände vor der Mauer ab. Die Grubenwache war modern bewaffnet. Wie wirksam sie im Ernstfall gewesen wäre, war allerdings immer ein großes Fragezeichen. Zuweilen fielen nachts Schüsse. Einmal schlug ein Geschöß dicht neben dem Kopf meiner Mutter in einen Fensterladen ein.

Aber das Leben in Tsaochuang hatte auch angenehme Seiten. Wir bewohnten ein herrschaftliches Haus mit einem großen Garten und Tennisplatz. Unser chinesischer Koch Moritz und die übrige Dienerschaft sorgten in vorbildlicher Weise für unser Wohlergehen. Moritz gehörte mit zur Familie.

² Vgl. Michael J. Nozinski: *Outrage at Lincheng*, Glenbridge Publishing Ltd. (1990).

³ Tatsächlich drehte Josef von Sternberg 1932, in Anlehnung an diese Begebenheit, in Hollywood den Film “Shanghai Express” mit Marlene Dietrich in der Hauptrolle. In China war man von dem Film nicht beeindruckt. Die Hollywood-Kulissen vermochten kein glaubhaftes Lokalkolorit zu vermitteln, und die kantonesischen Statisten wirkten nicht wie furchterregende Banditen. Sie machten eher den Eindruck, als seien sie aus Wäschereien und Imbißstuben rekrutiert worden. Kein Wunder, von Sternberg war vor der Verfilmung kein einziges Mal in China gewesen.

¹ Quelle: Samuel Couling: “The Encyclopaedia Sinica”, Ch’eng-Wen Publishing Company, Taipei, S. 374-375 (Übersetzung: die Redaktion).

Er stand bereits seit Fangtse im Dienst meines Vaters und war ein wahrer Meister in seinem Fach. Selbst Prinz Heinrich von Preußen war von seinem Können so beeindruckt gewesen, daß er ihm, nach einem Festessen in Fangtse, eine silberne Taschenuhr mit persönlicher Widmung geschenkt hatte. Aber Moritz war nicht nur Koch. Er war auch umsichtig und weise und ein geschätzter Berater in allen wichtigen Fragen. In lebhafter Erinnerung habe ich auch den uniformierten Leibsoldaten mit der großen Mauser-Pistole, dem damaligen Statussymbol der chinesischen Ordnungshüter. Sie wurde von den Chinesen wegen des kastenförmigen Etuis „hezi qiang“ genannt.

Die Krönung aller Einrichtungen in Tsaochuang war jedoch der Sonderzug der Grubengesellschaft, der bei Bedarf zwischen Tsaochuang und Lincheng pendelte und uns stets mit einer Wachmannschaft zur Verfügung stand. Besucher zeigten sich beeindruckt von der Achtung, die mein Vater in Tsaochuang genoß, und dem herrschaftlichen Lebensstil. Erwin Wickert nannte ihn den „König von Zaozhuang“⁴ und August Börter den „Kohlenbaron“.

Mit Hilfe größerer Investitionen gelang es meinem Vater, die heruntergekommenen Gruben von Tsaochuang in einen modernen Bergbaubetrieb zu verwandeln und die Tagesförderung in vier Jahren von 600 auf 7000t zu steigern. Nach der weitgehenden Befriedung von China durch Chiang Kai-shek ging es auch wirtschaftlich bergauf, und die Chung Hsing Coal Mining Co. erlebte eine Blütezeit, bis die Japaner 1937 in China einfielen.

⁴ In Erwin Wickert: Mut und Übermut (1991), S. 208-210. Auf seiner Weltreise, die Wickert als Student 1935/1936 unternahm und auf der er sich mit diversen Jobs, u.a. als Schiffsjunge, durchschlug, lernte er Fritz Klicker in Zaozhuang und übrigens auch John Rabe in Nanking kennen.

Tsaochuang unter japanischer Besetzung 1938-1945

1938 besetzten die Japaner Tsaochuang und beschlagnahmten die Chung Hsing Coal Mining Company, die in Kochu Koshi K.K. Chuko Tanko umbenannt wurde. Für das energiearme Japan war das Bergwerk von strategischer Bedeutung. Es versorgte die großen Stahlwerke, die das Rückgrat der japanischen Rüstungsindustrie bildeten, mit erstklassiger Kokskohle. Vor der Besetzung durch die Japaner hatte der chinesische Geschäftsführer Li Tsungkuang (Edward S. Li) unseren Vater und seinen deutschen Kollegen Kliebenstein gebeten, in Tsaochuang zu bleiben, um das Werk im Falle ihrer Niederlage vor einer möglichen Zerstörung durch die Japaner zu bewahren. Für ihn stand die japanische Niederlage völlig außer Zweifel. Er war der älteste Sohn von Li Yuanhong (der nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie zwischen 1916 und 1923 dreimal Präsident der Republik war). Seine engen Beziehungen zur Kuomintang-Führung veranlaßten Li Tsungkuang, sich nach Chungking (Chongqing) abzusetzen und die Kriegsjahre dort zu verbringen. Unser Vater arbeitete somit nicht mehr für ein chinesisches Unternehmen, sondern für einen japanischen Konzern.

Nach dem Überfall der Japaner hielt es mein Vater für angeraten, daß meine Brüder und ich nach Deutschland in ein Internat (Odenwaldschule) gingen. Wir reisten deshalb im Sommer 1938 mit unserer Mutter nach Deutschland. Unser Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Nach Kriegsbeginn ging es via Sibirien wieder zurück, dieses Mal nach Tsingtau, wo mein Vater ein Grundstück erworben hatte. Wir trafen Ende November 1939 dort ein und besuchten ab Dezember die Deutsche Schule Tsingtau. (Nach ihrer Schließung am 5. Juni 1946 durch die Besatzer wechselte ich in die Tsingtao American School.) Bei unserer Ankunft befand sich unser Haus bereits im Bau und wurde 1940 fertiggestellt. Meine Brüder und



Unser Haus in Tsaochuang,
das uns die Mine zur Verfügung stellte



Schachanlage (oben)
und Kesselhaus des Kraftwerks um 1920
Quelle: Siemens-Broschüre

ich wohnten dort mit meiner Mutter. Mein Vater kam nur gelegentlich aus Tsaochuang zu Besuch. Anfänglich hatte unser Vater große Schwierigkeiten mit der japanischen Geschäftsleitung, die die chinesischen Kumpel grausam schindete, um immer höhere Leistungen zu erzwingen. Es kam zu Protesten. Obwohl diese mit brutaler Gewalt niedergeschlagen und vermeintliche Rädelsführer von der gefürchteten Kempei Tai (Geheime Militärpolizei) gefoltert und auch hingerichtet wurden, bekamen die Japaner die Belegschaft nicht in den Griff. Der Widerstand verhärtete sich. Es gab Sabotageakte und das Fördervolumen ging zurück. Die ständigen Beschwerden unseres Vaters bei der Verwaltung gegen deren Gewalttätigkeit waren den Japanern lästig, und sie wären ihn wohl sehr gern losgeworden. Mit der Zeit erkannten sie jedoch, daß sie ihn als Verbindungsmann brauchten, um die Situation wieder ins Lot zu bringen. Man folgte allmählich seinem Rat, und es trat eine gewisse Entspannung ein.

Japanischer Orden, Reise nach Japan 1940

Das Verhältnis unseres Vaters zur japanischen Geschäftsleitung blieb jedoch immer distanziert. Es war eine rein geschäftliche Beziehung. Deshalb war er höchst überrascht, als er eines Tages den Bescheid erhielt, daß er auserwählt worden sei, vom japanischen Kaiser den Orden des Heiligen Schatzes [zuihosho] 4. Klasse zu empfangen. Die unerwartete Würdigung brachte ihn in einen schwierigen Gewissenskonflikt.

Er sah sich nicht als Helfer Japans und wollte auch nicht von anderen, besonders nicht von seinen chinesischen Mitarbeitern und Freunden, als solcher gesehen werden. Ich erinnere mich an die langen Diskussionen später in Tsingtau zu diesem Thema, an denen sich auch unser Koch Moritz als Vertreter der chinesischen Meinung beteiligte.

Unser Vater entschied sich, die Annahme des Ordens abzulehnen, und schrieb in diesem Sinne an das Deutsche Konsulat in Tsingtau. Dort war man erwartungsgemäß anderer Meinung. Im Interesse des deutsch-japanischen Bündnisses gebot man ihm eindringlich, den Orden anzunehmen. Dieser „force majeure“ konnte er sich natürlich nicht entziehen, aber er konnte seinen chinesischen Freun-



den und Mitarbeitern zumindest beweisen, daß er unter Zwang hatte handeln müssen.

Unsere Eltern reisten 1940 nach Japan, um den Orden in Empfang zu nehmen. Traditionsgemäß fand die Verleihung am 29. April, dem Geburtstag des Kaisers Showa [Hirohito], statt. Der Orden des Heiligen Schatzes wurde früher verdienten ausländischen Beratern der Regierung verliehen. Die Mehrzahl der Empfänger sind auch heute noch Ausländer. Über die Zeremonie in Tokyo hat sich unser Vater nie ausgelassen. Er schien dieses Thema bewußt zu meiden. Ich erinnere mich nicht, den Orden je gesehen zu haben, und wußte nicht einmal, welcher Orden es überhaupt war. Die Einzelheiten erfuhr ich erst 44 Jahre später aus einem Dokument, das dem Archiv des ehemaligen Deutschen Konsulats in Tsingtau entstammte und das mir Hermann Neukamp übersandte. Es war die Übersetzung einer Note des damaligen Japanischen Außenministers und späteren Unterzeichners der japanischen Kapitulation auf der „Missouri“, Shigemitsu Mamoru, an den Deutschen Botschafter Heinrich Stahmer in Tokyo, in der er, bezugnehmend auf eine Anfrage des Botschafters, diesen über die Auszeichnung unseres Vaters und eines Herrn Paechnatz⁵ unterrichtete. Die Note ist vom 20. September 1944 datiert. Es steht darin, daß die Orden den Beliehenen vom Kaiserlichen Kriegsminister überreicht wurden. Dieses Amt bekleidete am 29. April 1940 noch General Hata Hikosaburo, der im Juli 1940 durch den berüchtigten Tojo Hideki abgelöst wurde. Im Kriegsverbrecher-Prozess von Tokyo (1946-1948) wurde Tojo zum Tode, Hata zu lebenslänglicher Haft und Shigemitsu zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Hata und Shigemitsu wurden vorzeitig begnadigt. [...]

Von ihrem Besuch in Japan waren unsere Eltern recht angetan. In China waren sie bis dahin nur dem japanischen Militarismus begegnet. Nun lernten sie das andere Japan kennen. Man rollte sozusagen den roten Teppich aus und verwöhnte sie mit einem erlesenen Programm. In Bezug auf Gästebetreuung macht den Japanern ja so leicht keiner etwas vor. Sie scheuen weder Mühe noch Aufwand und sind wahrscheinlich auf diesem Gebiet Weltmeister. Von Hokkaido bis Kyushu wurde unseren Eltern alles gezeigt, was sehenswert war. Man badete in heißen Quellen und feierte Geisha-Partys. Die Freundlichkeit und Kultiviertheit, mit der man ihnen begegnete, stand in krassem Gegensatz zu dem, was sie vom japanischen Militär in China gewohnt waren. Sie waren überrascht von der Schönheit des Landes, von der Sauberkeit und der üppi-

⁵ Vermutlich F. Paechnatz, Shameen/Canton (vgl. ADO 1939).

gen Vegetation im Vergleich zu dem weitgehend kahlen Nordchina. So nah und doch so anders war dieses Land.

Obwohl unser Vater von Japan beeindruckt war, konnte er auch nach seiner Rückkehr nicht über die Verfehlungen der japanischen Besatzung hinwegsehen. Er betrachtete die Japaner weiterhin sehr kritisch. Meine Erinnerungen an die Japaner in China sind von Begegnungen mit dem Militär geprägt und daher auch überwiegend negativ. Die Mehrheit wirkte grob und arrogant. Chinesen wur-

den ständig mit Kraftausdrücken traktiert. Die einzigen japanischen Wörter, die sich meinem Gedächtnis damals einprägten, waren „bakayaro“ (Idiot) und „chikusho“ (verdammst noch mal!). Aber welche Besatzungsarmee macht schon einen positiven Eindruck?

In ihrer Heimat habe ich die Japaner später als ehrliche, liebenswürdige und oftmals sehr feinsinnige Menschen kennengelernt. Ich habe es nie bereut, nach Japan gekommen zu sein und betrachte das Land heute als mein Zuhause.

Deutsche Studierende in China Impressionen aus knapp hundert Jahren

Martina Bölc

Chinesen und Chinesinnen sind die größte Gruppe unter den ausländischen Studierenden in Deutschland, etwa 27.000 waren im Jahr 2013 an deutschen Hochschulen eingeschrieben.¹ Schon vor dem Zweiten Weltkrieg, zwischen 1919 und 1933, promovierten 265 Chinesen in Deutschland und noch zu Beginn des Krieges 1939/1940 standen sie an der Spitze der ausländischen Promovierten.² Wie aber war der umgekehrte Weg? Wie viele Deutsche haben in China studiert und wie haben sich ihre Motive und ihre Lebens- und Studienbedingungen im Laufe der Zeit verändert?

Wenzel Krieg: Als deutscher Student an der Tongji (1922-1925)

Eines der ältesten Zeugnisse, die wir im Archiv gefunden haben, stammt von dem Ingenieur Wenzel Krieg.³ Er studierte von 1922 bis 1925 an der Tongji-Universität in Wusong bei Shanghai. Sein Vater, der Arzt Paul Krieg, gehörte zu den Gründern dieser 1907 bzw. 1912 ins Leben gerufenen „Deutschen Medizin- und Ingenieurschule für Chinesen“.⁴ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das

jahrhundertlang bestehende konfuzianische Bildungssystem grundlegend umgestaltet, es entstanden Universitäten und Schulen nach westlichem Vorbild mit praxisorientierten Fächern und teilweise ausländischen Lehrkräften.

Die Tongji „hatte damals mehr einen fachhochschulmäßigen Charakter und wurde von deutschen Ärzten und Ingenieuren mit Unterstützung von deutschen Firmen und dem deutschen Kultusministerium geleitet“. Der Unterricht fand in deutscher Sprache und nach deutschem Lehrplan statt, war aber in erster Linie für chinesische Studenten gedacht. „Ich war der einzige europäische Student und wohnte bei einem Professorenehepaar. [...] Mein Zusammenleben mit den chinesischen Studenten war nicht ganz einfach. Man hatte den Verdacht, daß ich von den deutschen Professoren vorgezogen würde. Wenn die Spannungen zu stark wurden, besprach ich mit einem der Professoren, daß ich zur nächsten Vorlesung zu spät kommen würde. Dann schrie er mich an: ‚Bleiben Sie doch gleich im Bett!‘, woraufhin sich die Studenten freuten und mich ein Vierteljahr in Ruhe ließen.“ Seine Kommilitonen kamen aus wohlhabenden Kreisen und hatten, so Wenzel, eine andere Einstellung zur praktischen Arbeit als in Deutschland üblich. „Man fand diese für einen Ingenieur überflüssig. Auch weigerten sie sich, am Samstag die Werkbank zu reinigen, was sie als Coolie-Arbeit betrachteten. Als man ihnen klar machte, daß die deutschen Studenten dies aus pädagogischen Gründen auch tun mußten, lenkten sie ein.“ Er stellte auch fest, daß es – bedingt durch ein anderes

eines der wichtigsten Projekte deutsch-chinesischer Hochschulkooperation und gilt als „Schaufenster deutscher Bildung und Forschung im Ausland“ (DAAD).

¹ Zahlen Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD).

² Wolfgang Franke u.a. (Hrsg.): China: Gesellschaft – Politik – Staat – Wirtschaft, Westdeutscher Verlag 1963, S. 61ff.

³ Vgl. Wenzel Krieg: Meine Jugend in China, StuDeO-Archiv *1852, s. a. StuDeO-INFO Dez. 2015, S. 9-11.

⁴ 1907 wurde die Deutsche Medizinschule, 1912 die Deutsche Ingenieurschule mit Unterstützung deutscher Firmen in Shanghai gegründet. Die Fachschule wurde 1917 von den Kriegsgegnern geschlossen, jedoch mit chinesischer Unterstützung in Wusong weitergeführt und erhielt 1924 den Status einer Universität (StuDeO-INFO Dez. 2007, S. 29-32). Noch heute ist die Tongji

Bildungssystem – unterschiedliche Herangehensweisen an das Studium gab: „Es war interessant zu beobachten, daß die chinesischen Studenten durch das Erlernen von ca. 5.000 chinesischen Zeichen im Auswendiglernen sehr trainiert waren. Ich machte mir dagegen die Mühe nicht, weil man die komplizierten Formeln etc. in jedem Handbuch nachschlagen konnte. Andererseits hatten meine Kommilitonen Schwierigkeiten beim Ansetzen einer 100%igen Kochsalzlösung, weil sie zu kompliziert dachten, ob man die Menge des Salzes von der Wassermenge abziehen sollte.“



Haupt-Lehrgebäude der Tongji in Wusong um 1928

Es waren politisch schwierige Zeiten. 1925 erlebte Krieg die Studenten- und Schülerstreiks, die als Reaktion auf eine Streikwelle von chinesischen Arbeitern in einer japanischen Textilfabrik begannen. Auch Studierende der Tongji waren beteiligt. Als die Polizei das Feuer eröffnete, starben mehrere Studenten.⁵ Die Stimmung war aufgeheizt, „niemand wußte, ob im Oktober das Wintersemester beginnen würde bzw. weitergestreikt werden sollte.“ In dieser Situation entschloß sich Wenzel Krieg, mit seinem jüngeren Bruder, der die Schule gerade beendet hatte, nach Deutschland zu gehen

⁵ „Am 9. Februar 1925 begann eine nahezu vier Wochen andauernde Welle von Streiks in den Baumwollfabriken des japanischen Nagai-Wata Konzerns, provoziert durch Entlassungen und durch die Brutalität japanischer Vorarbeiter und Manager. [...] Zur gleichen Zeit betrieb der SMC [Shanghai Municipal Council] den aggressiven Plan, das Territorium des International Settlement auf Kosten chinesischer Stadtteile weiter auszudehnen. [...] Studenten nahmen sich des Themas an. Sie organisierten Massenveranstaltungen, an denen bis zu 10.000 Menschen teilnahmen [...] Die Studenten, darunter mehrere Mitglieder der 1921 gegründeten Kommunistischen Partei, die damals in Shanghai erst 295 Mitglieder zählte, trafen nun die Entscheidung, am 30. Mai 1925 [ein Samstag] das International Settlement mit studentischen Agitationsgruppen zu überziehen, die den Anti-Imperialismus in die Höhle des Löwen tragen sollte.“ Als sich die Menge trotz Warnung nicht zurückzog, ließ Inspektor Everson, Leiter der Polizeistation Louza, das Feuer eröffnen. Etwa 13 junge Männer verloren ihr Leben. Quelle: Jürgen Osterhammel: Shanghai, 30. Mai 1925. Die chinesische Revolution (1997), S. 12-14.

und dort seine Ausbildung fortzusetzen.⁶

Wilhelm Mann: Vom Flüchtling zum Wissenschaftler (1940er Jahre)

Den umgekehrten Weg schlug knapp 20 Jahre später der Chemie-Student Wilhelm Mann ein, der als Jude sein Studium in Heidelberg nicht beenden durfte und 1938 als Flüchtling nach Shanghai kam.⁷ Nachdem er im Krieg für das Chinesische Rote Kreuz gearbeitet hatte, ging 1947 sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung: Er konnte sein Studium am St. John's College in Shanghai beenden, einer privaten Universität, die von amerikanisch-anglikanischen Missionaren 1878 gegründet worden war und einen ausgezeichneten Ruf besaß. Die Unterrichtssprache war Englisch, die Lehrbücher waren auf Englisch geschrieben und der Großteil der Dozenten kam aus Amerika. „Alles lief nach amerikanischem Muster, das war so eine Art Schulsystem, ganz anders als ich es von Heidelberg gewöhnt war. Jeden Monat mußte man in jedem Fach eine Klausur schreiben. Das hat einen großen Vorteil, daß man zum Lernen gezwungen wird.“⁸ (S. 147)



St. John's in Shanghai

Bildquelle: Tess Johnston: *Western Architecture in Old Shanghai* (1998), S. 58

Dennoch studierten zu dieser Zeit dort kaum westliche Ausländer. Anders als seine Mitstudenten, die aus wohlhabenden Familien stammten, mußte sich Mann die hohen Studiengebühren als Hilfsassistent verdienen. Sein Zimmergenosse Xu Jinghua, Mitglied im kommunistischen Jugendverband, wurde ein guter Freund. Xu half ihm bei mathematischen Problemen, die beiden gingen gemeinsam spazie-

⁶ Er kehrte jedoch zurück. Nach Unterlagen des Universitätsarchivs war Wenzel Krieg von August 1946 bis Juli 1947 als Professor für Maschinenbau an der Tongji-Universität tätig.

⁷ Vgl. StuDeO-INFO Dez. 2015, S. 42-44

⁸ Dieses und alle folgenden Zitate von Mann aus: Ulrike Unschuld: *You banfa – Es findet sich immer ein Weg. Wilhelm Manns Erinnerungen an China 1938-1966* (2014).

ren, tranken ein Bier miteinander und tauschten ihre politischen Ansichten aus. Wieder waren die Zeiten turbulent, China befand sich im Bürgerkrieg zwischen der Guomindang und den Kommunisten. Die Guomindang hatte sich durch Korruption und Plünderungen diskreditiert, unter den Intellektuellen glaubten die wenigsten noch an Reformversuche. Die Studenten bewachten nachts den Campus, um sich gegen Plünderungen zu wehren. „Die einzigen Waffen, die wir hatten, waren Baseballschläger. Wir sind in der Nacht immer dort herumgelaufen, aber es passierte nichts. [...] Aber die Gefahr bestand immer.“ (S. 151) Da die Amerikaner zunächst auf den Sieg der Nationalchinesen setzten und sie unterstützten, richtete sich der Zorn der Studenten auch gegen sie. „Und dann gab es einen großen Streik. Das muß man bedenken, ein großer Teil des Lehrkörpers kam doch aus Amerika. [...] Und dann kam die Geheimpolizei des Chiang Kai-shek auf den Campus und hat soundsoviel Leute verhaftet und geschlagen. Soweit ich das gefühlsmäßig mitkriegen konnte, waren die Studenten alle für die 'Befreiungsarmee'“. (S. 150)

Wilhelm Mann schloß sein Studium 1949 ab und begann eine wissenschaftliche Karriere in China, mußte jedoch zu Beginn der Kulturrevolution einsehen, daß er dort nicht länger bleiben konnte, und setzte sich 1966 in die DDR ab.

Ann Kathrin Scheerer: Mit idealistischen Vorstellungen nach China (1970er Jahre)

Die DDR war China zunächst freundschaftlich verbunden und schickte bereits 1953 erste Studierende in die Volksrepublik. Bis Ende der 50er Jahre gab es einen relativ lebhaften Studentenaustausch, doch die zunehmenden Spannungen und ideologischen Differenzen zwischen beiden Staaten führten bis zur Mitte der 60er Jahre faktisch zu einem Abbruch der kulturellen Beziehungen. Erst in den 70er Jahren kam es sowohl in der DDR als auch in der BRD wieder zu einer Annäherung. Auch im Westen hatten viele – gerade in der linken Studentenbewegung – den maoistischen Weg mit Sympathie verfolgt. Als die ersten Studentengruppen – organisiert durch den DAAD – wieder nach China reisten, waren darunter auch einige mit einem ziemlich idealisierten Chinabild, wie etwa die Sinologiestudentin und spätere Psychotherapeutin Ann Kathrin Scheerer, die im Herbst 1976, wenige Tage nach Maos Tod, in Peking eintraf. „Ich war der festen Meinung und Hoffnung, daß wir von den chinesischen Frauen etwas zu lernen hätten.“⁹

⁹ Die Situation chinesischer Frauen beschäftigte Scheerer auch später. Ab 1986 organisierte sie mit Psychologen verschiedener Fachrichtungen deutsch-chinesische

Doch sie mußte feststellen, daß man auf Fremde nach den Jahren der Abschottung mit Mißtrauen reagierte. „Wir Studentinnen waren die ersten westlichen Ausländer, die nach langer Zeit der Verteufelung alles Westlich-Ausländischen nach China kamen. Wir und die Chinesinnen waren uns fremd. Als die chinesische Studentin, mit der ich im Wohnheim ein Zimmer teilte, mich einmal zu sich nach Hause einladen wollte [...] holte sie dafür sicherheitshalber Genehmigungen vom Parteisekretär des Stadtteils und vom Parteisekretär der Universitätsabteilung ein, denn ungenehmigte Kontakte mit Ausländern wurden noch kurz zuvor als Spionagetätigkeit gegen das eigene Volk geächtet. Die Familie, die ich besuchte, war vom Parteikomitee mit etwas Geld versorgt worden, damit die Bewirtschaftung der Ausländerin angemessen und der Erfolg der sozialistischen Wirtschaft unter Beweis gestellt sein würde. Die Toilette im Hof, die sich mehrere Familien teilten, wurde eigens frisch gekalkt, und sämtliche Anwohner hatten Anweisung, sie für die Dauer meines Aufenthalts nicht zu benutzen.“ (S. 8) Ihre Mitbewohnerin war sorgfältig ausgewählt worden, sie war seit Jahren ein treues und aktives Parteimitglied und man hatte sie gewarnt: „Westliche Frauen hätten einen haltlosen Lebensstil, sie würden prahlen und prassen und eventuell jeden moralischen Anstand vermissen lassen.“ (S. 9) Dennoch freundeten sich die beiden Frauen an. Das Leben als Ausländerin war jedoch auch privilegiert: „Es wurde rundherum für uns gesorgt, an jeder Warteschlange vorbei wurden wir nach vorne komplimentiert, in jedem noch so vollen Restaurant wurde gewiß ein Tisch für uns frei. Wir hatten um nichts zu kämpfen, solange wir damit zufrieden waren, die ideologische Oberfläche Chinas für die Wahrheit zu nehmen.“ (S. 14f)

Irene Wegner: Eine karge, aber interessante Zeit (1978-1980)

Auch im Westen wählte man die Austauschstudierenden sorgfältig aus, so beschreibt es Irene Wegner, eine von fünfzehn, die man im Jahr 1978 nach China schickte: „Das wichtigste Kriterium für die Auswahl war wohl die psychische Belastbarkeit der Bewerber, denn die VR China galt damals als ‚Problem- und Härteland‘ für westliche Studen-

Symposien für Psychotherapie in China (vgl. Fritz Simon, u.a.: „Zhong De Ban“ oder: Wie die Psychotherapie nach China kam. Geschichte und Analyse eines interkulturellen Abenteuers. Heidelberg: Carl-Auer Verlag, 2011). 1991 reiste Scheerer nach China um chinesische Frauen zu Liebe und Sexualität zu befragen. Daraus entstand das Buch: Sieben Chinesinnen. Gespräche über Körper Liebe Sexualität. Hamburg: KleinVerlag 1993, aus dem die Zitate entnommen sind.

ten.“¹⁰ Nach der Ankunft erhielten alle eine Erstausstattung für das Studentenleben: „Sie bestand aus einer großen bunt bemalten Thermoskanne mit Glaseinsatz, aus einem Moskitonetz, [...] einem körnergefüllten Kopfkissen, sowie einer baumwollenen Steppdecke für den Winter. Diese Dinge mußten mitgeführt werden, wenn man an eine andere Uni versetzt wurde, und sie wurden am Ende des Studiums wieder eingesammelt.“

Finanziell waren die deutschen Studierenden erheblich besser gestellt als ihre chinesischen Kommilitonen. Sie erhielten vom chinesischen Staat ein Stipendium von 120 Yuan, „was damals dem Gehalt eines hochrangigen Abteilungsleiters entsprach“, und zusätzlich Geld vom DAAD. Auch Wegner berichtet von Privilegien. So konnten die Studierenden sich etwa sofort ein neues Fahrrad kaufen (auf das Chinesen oft lange warten mußten) und waren von den Marken für Essensrationen befreit. Für den Winter durften sich alle einen sehr voluminösen, wattierten Steppmantel in blauer oder olivgrüner Farbe aussuchen. Doch die Fürsorge war mit Überwachung verbunden. Alle Besucher im Studentenwohnheim mußten sich registrieren lassen, „was eigentlich fast alle chinesischen Bekannten vom Kommen abhielt“. Spontane Kontakte zwischen Ausländern und Chinesen waren nicht erwünscht. Die sprachlich Versierteren wurden auf verschiedene Universitäten im Land verteilt und die in Peking zurückgebliebenen (wie Wegner) erhielten chinesische Zimmergenossen. Wegner fand das gut, da das starke Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Gruppe „das Eintauchen in die chinesische Sprachwelt doch zunächst beeinträchtigte“. Allerdings waren die neuen Mitbewohner „durchwegs Kinder aus höheren Kaderfamilien, die auch Berichte über uns zu schreiben hatten. Mich hinderte diese Tatsache dann auch manchmal daran, mit der Zimmerkollegin Gespräche zu führen, die über die alltäglichen Ereignisse hinausgingen.“ Die Post wurde geöffnet und zensiert und die Studierenden durften sich zunächst nur innerhalb der Stadtgrenzen von Peking aufhalten. Erst all-



mählich konnten sie kleinere Ausflüge und Reisen unternehmen, die allerdings jeweils im Amt für öffentliche Sicherheit genehmigt werden mußten. So fuhr Wegner über die Weihnachtstage mit einigen Mitstudenten nach Xi'an und erlebte dort die allerersten Anfänge der Tonarmee-Ausgrabungen.

Nach einem Semester Sprachkurs wurde sie an die Peking-Universität (Beida) geschickt, eine der ältesten und renommiertesten Universitäten Chinas, um Wirtschaft zu studieren. Zwar bekamen die Ausländer Doppelzimmer, während die Chinesen in Achtbett-Zimmern lebten, und sie konnten in einer eigenen Mensa (besser) essen, aber das Leben war dennoch recht spartanisch.

„Heißes Wasser gab es nur zum Trinken und eine Stunde am Tag zum Wäschewaschen und Duschen.“ Da sich viele Studierende für den kalten Winter Elektroheizöfchen aus Deutschland mitgebracht hatten, flogen immer wieder die Sicherungen heraus und sie saßen nicht nur im Kalten, sondern auch im Dunkeln. Die Vorlesungen empfand Wegner als „mehr als eintönig. Ein pädagogisch unbelasteter Dozent leierte meist stundenlang irgendwelche Produktionsdaten herunter, und ich hatte vollstes Verständnis für die Studenten, die den Kopf auf ihr Pult legten und sofort einschliefen.“



Interessanter und lebendiger hat sie da die landwirtschaftlichen Einsätze in einer nahe gelegenen Volkskommune in Erinnerung, zu denen die Beida-Studenten verpflichtet waren. „Ich vermute, daß wir den Bauern eher zusätzliche Arbeit gemacht haben, denn beim Einsetzen junger Reissetzlinge im Naßfeld waren unsere Pflanzreihen alle krumm und schief, so daß man sie hinterher sicher begründen mußte.“ Ihr Fazit: „So war die Zeit im damaligen China eigentlich recht karg und gewöhnungsbedürftig. Und doch hatte kaum einer von uns den Wunsch, das Studium vorzeitig abzubrechen, ja, die meisten verlängerten auf ein zweites Jahr. Denn letzten Endes fühlten wir uns privilegiert, in einem Land leben zu können, das nach außen hin noch so sehr abgeschottet war und das damals sehr wenige Ausländer betreten durften.“

¹⁰ Irene Wegner: Eindrücke aus meiner Studienzeit in der Volksrepublik China (1978-80), 4 Seiten, 2015, StuDeO-Archiv *2863. Daraus dieses und alle folgenden Zitate von Wegner.

Katharina Nothelfer: Verzweifelt und überglücklich (2006)

Machen wir einen Zeitsprung: 2006, knapp 40 Jahre später. China boomt und ist keineswegs mehr so abgeschottet wie zu Wegners Zeiten. Die chinesische Regierung hat nach dem bildungspolitischen Kahlschlag in der Kulturrevolution erhebliche Anstrengungen unternommen, Schulen und Hochschulen auszubauen und ein Bildungssystem zu etablieren, das auch international wettbewerbsfähig ist.¹¹ Die Zusammenarbeit mit ausländischen Hochschulen ist dabei ein wichtiger Faktor, mittlerweile gibt es etwa 800 deutsch-chinesische Hochschulkooperationen. Dennoch ist die Zahl der ausländischen Studierenden immer noch gering.¹² China scheint auch für viele deutsche Studierende noch kein attraktives Studienland zu sein, 2006 sind es nur rund 6.700, die den Sprung ins Reich der Mitte wagen.

Eine von ihnen ist Katharina Nothelfer, eine Biochemie-Studentin, die zusammen mit ihrem Freund Felix und der gemeinsamen Freundin Sylvia ein einjähriges Austauschprogramm nutzt, das von ihrer Fakultät neu angeboten wird. („Drei Bewerber gab es auf drei Studienplätze.“). Anders als frühere Studierende haben die drei sich vorher kaum mit China beschäftigt und sprechen nicht Chinesisch. „Es war alles ein Sprung ins kalte Wasser für uns. Wir traten in jedes Fettnäpfchen, verzweifelten zwischendurch daran, daß wir die Kultur einfach nicht verstanden, hätten am liebsten alles hingeschmissen, und waren dennoch am Ende überglücklich, eine so tolle Erfahrung gemacht zu haben.“¹³ Da man sie nicht in einem nach Geschlechtern getrennten Wohnheim mit Mehrbettzimmern unterbringen will, bekommen sie eine kleine Wohnung auf dem Campus zugewiesen, die eigentlich für Professoren gedacht ist. Die Miete kostet umgerechnet 180 Euro. Mit den 350 Euro aus dem DAAD-Stipendium, die jeder von ihnen bekommt, können sie „in Saus und Braus“ leben und auch Reisen im Land finanzieren. An der Biochemie-Fakultät sind sie die einzigen Ausländer.

¹¹ So stiegen etwa die Immatrikulationsquote von 4% im Jahr 1990 auf 26,8% im Jahr 2013 und die Zahl der staatlich anerkannten regulären Hochschulen zwischen 2000 und 2013 von 1.041 auf 2.442. (Zahlen DAAD).

¹² 2011 beträgt der Anteil ausländischer Studierender 1,04%, von denen die meisten aus Südkorea kommen. (DAAD). Allerdings sind die Zahlen steigend und die chinesische Regierung bemüht sich, den Ausländeranteil weiter zu erhöhen, u. a. durch Stipendien und durch englischsprachige Studiengänge. Siehe dazu auch die Erfahrungen von Manuel Rigger.

¹³ Katharina Nothelfer, ohne Titel, 2 Seiten, 2015, StuDeO-Archiv *2864. Daraus alle Zitate von Nothelfer.

„Wir waren Exoten.“ „Jeden Morgen wurden wir von ungefähr hundert chinesischen Studenten mit 'Hello' begrüßt, denn auf unserer Seite des Campus waren wir die einzigen westlichen Gesichter. [...] Im Alltag und im Supermarkt wurde uns auch häufig ein Satz zugerufen, den wir zu der Zeit noch nicht verstanden. Zwischenzeitlich waren wir überzeugt, daß wir [...] wahrscheinlich ein paar fremdenfeindliche Sprüche abbekamen. Zum Glück lernten wir irgendwann, daß uns statt dessen sämtliche Menschen im Viertel ‚Willkommen in China‘ zuriefen.“



Katharina Nothelfer und Freund Felix rechts

Mit den chinesischen Studenten können sie sich, etwa bei Laborarbeitspraktika, auf Englisch verständigen. Doch sie merken bald, daß Kommunikationsprobleme nicht nur mit der Sprache zu tun haben. „Fachliche Fragen waren weniger willkommen, besonders wenn sie auf unsere direkte deutsche Art vorgebracht wurden. Es könnte ja jemand das Gesicht verlieren, weil er die Antwort nicht kennt. Aber wie man ein Experiment ausführen soll, ohne nach dem Protokoll fragen zu können, war uns bis zum Ende nicht ganz klar. Uns fehlte das Feingefühl für die richtige Diplomatie. Aber daß 'maybe next time' so etwas wie ‚auf absolut gar keinen Fall‘ bedeutete, und ‚so ungefähr dort hinten rechts‘ ‚Ich habe absolut keine Ahnung, wo das ist, aber kann das ja nicht zugeben‘ heißt, verstanden wir schon irgendwann.“

Am schwersten fällt es ihnen, ständig unter Menschen zu sein und sich nicht zurückziehen zu können. „Ich würde nicht sagen, daß die Chinesen mehr als wir arbeiteten. Aber länger. [...] Vieles lehnte sich halt noch an die frühere Gesellschaftsstruktur an: eine absolute Integration von Privat- und Arbeitsleben. An der Uni irgendwie auch verständlich, da die Chinesen mehr Platz im Labor hatten als in ihrem Wohnheim. Aber für uns war es hart, keine Zeit für uns zu haben. Man ißt, macht Sport, spielt, singt und arbeitet zusammen. Und zwischendurch macht man mal ein Nickerchen mit dem Kopf auf dem Tisch.“ Die drei machen alles mit, Arbeitsgruppenausflüge, ausladende Essen,

Karaoke-Abende und Badmintonstunden. Doch trotz aller Bemühungen gibt es eine Grenze: „Wir blieben immer die Ausländer.“ Zum Glück finden sie in einer Germanistikstudentin, die ihnen zur Seite stehen soll, eine wirklich gute Freundin: „Ohne sie hätten wir es nie geschafft. Angefangen beim Elektrizitätskarte-bei-der-Bank-kaufen-um-Strom-in-der-Wohnung-zu-haben, über die wichtigsten chinesischen Grundkenntnisse bis hin zum billig Brillen-Shoppen. Wir verdanken ihr alles und dazu noch unheimlich viel Spaß und eine anhaltende gute Freundschaft.“ Im nachhinein hat Nothelfer das Gefühl, daß kein Auslandsaufenthalt sie so geprägt und beeinflusst hat wie dieser und daß sie nicht nur etwas über China, sondern mehr noch über sich selbst gelernt hat.

Manuel Rigger: Kein Sonntagsspaziergang (2013-2015)

Der Österreicher Manuel Rigger, gehört, genaue genommen, nicht in die Reihe der deutschen, aber immerhin doch der deutschsprachigen Studierenden. Anders als Nothelfer hat er ein starkes persönliches Motiv, um in China zu studieren: Der Informatikstudent hat bei einem Auslandssemester 2012 in Taiwan seine chinesische Freundin Ting kennen und lieben gelernt und entschließt sich deshalb, an der Universität von Xiamen (früher Amoy) zu studieren. Da seine Sprachkenntnisse für ein Studium auf Chinesisch noch nicht ausreichen, kommt es ihm entgegen, daß die Universität einen englischsprachigen Master-Studiengang in Chinesischer Philosophie anbietet. Zudem erhält er von der Universität ein Stipendium in Höhe von umgerechnet 250 Euro – ausreichend für ein Leben im Wohnheim. Da er jedoch mit seiner Freundin zusammenleben möchte und die eigene Wohnung um die 440 Euro kostet, reicht das Geld nicht für den Lebensunterhalt. Vor allem die erste Zeit hat Rigger als „Kampf mit der Bürokratie“¹⁴ in Erinnerung, es gibt Schwierigkeiten mit der Bewerbung, dem Visum, der Registrierung, er wird von einem Amt zum nächsten und wieder zurück geschickt. Da tröstet es, daß wenigstens der Campus der 1921 gegründeten Xiamen-Universität, die zu den 500 besten Universitäten weltweit zählt, „wunderschön“ ist. „Das ganze Jahr blühten Blumen am Campus, der durch seine prunkvollen Gebäude mehr wie eine Filmkulisse als eine Uni wirkte.“ Auch den Unterricht findet er interessant. Es sind zunächst nur vier ausländische Studierende, die Professoren haben alle ihr Doktorstudium im Ausland absolviert, es gibt eine „offene Diskussions-

kultur mit Gedankenaustausch als Kern des Unterrichts. Wir konnten auch offen über sensitive Themen sprechen.“

Das Studium beinhaltet nicht nur Philosophie sondern auch Geschichte, Kultur und Gesellschaftskunde. Allerdings vermißt Rigger den Kontakt mit lokalen Studenten. Anders als auf Taiwan bekommt er keine Informationen über gemeinsame Aktivitäten. „Gespräche und Treffen kamen natürlich zustande, aber anfangs waren die Kulturunterschiede oft zu groß.“ Vor allem die Sprache bildet eine Barriere. Er schließt sich einer Taekwondo-Gruppe an, gibt aber nach ein paar Wochen wieder auf. „Ich konnte dem Unterricht nur schwer folgen [...] Small Talk mit den anderen Clubmitgliedern endete auch oft im Unverständnis meiner Gesprächspartner oder bei mir.“ Da seine Freundin an einer anderen Universität studiert, darf sie den Campus nicht einfach betreten, so daß er auch selten in der Mensa ißt und weniger Zeit auf dem Universitätsgelände verbringt. Im zweiten Semester kommen zehn weitere Austauschstudenten in das Seminar und das Sozialleben spielt sich vor allem innerhalb dieser Gruppe ab. Auch die Infrastruktur im Umkreis der Uni ist auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Es gibt z.B. ein Café mit authentischem Tiramisu und „auch einige Bars nach westlichem Vorbild, wo sich viele der ausländischen Studenten regelmäßig versammelten.“



Westtor der Xiamen-Universität



Manuel Rigger wird interviewt

¹⁴ Manuel Rigger, ohne Titel, 14 Seiten, 2015, StuDeO-Archiv *2865.

Doch obwohl es einige Ausländer an der Uni gibt, ist eine Exkursion des Seminars zum Institut für Sozialwissenschaften in Xiamen immer noch interessant genug für die lokalen Medien, um ein Fernsightteam dorthin zu schicken. Rigger wird für ein Interview ausgewählt „und plötzlich richteten sich die Kameras auf mich, während ich mit Fragen auf Chinesisch bombardiert wurde.“ Er schlägt sich tapfer. Als belastend und einschränkend empfindet er vor allem die Internetzensur, Facebook, Twitter, Google und später auch Instagram sind gesperrt. Das erschwert private Kontakte nach Hause, aber auch die Literaturrecherche für sein Studium. Immer wieder fragt er sich, welchen Einfluß die Regierung auf den Alltag nimmt und wo es Repressionen gibt. Im Laufe der Zeit wird jedoch auch sein Blick auf die westlichen Medien kritischer: „Als ich in Xiamen ankam, hatte ich eine naive Schwarz-Weiß-Sicht und war davon überzeugt, daß westliche Medien die Realität in China reflektieren würden. Bald lernte ich durch eigene Beobachtungen, Diskussionen mit anderen Studenten und Artikeln und Klassen an der Uni, daß westliche Medien in einem nicht geringen Maß polarisierend sind und sich in der Berichterstattung vorwiegend auf die diktatorischen Elemente Chinas stützen.“

Mit der Zeit verbessern sich seine Sprachkenntnisse immer mehr, er macht ein Praktikum als Software-Entwickler beim chinesischen Internetkonzern Alibaba und schreibt seine Masterarbeit über den deutschen Einfluß in Xiamen nach dem Ersten Opiumkrieg. (Das Institut für Sozialwissenschaft in Xiamen zeigte großes Interesse an der Arbeit, un-

terstützte sie aktiv und übersetzte die wichtigsten Kapitel ins Chinesische.) Beim Tischtennisspiel lernte er neue Leute kennen, das Leben im fremden Land wird „zunehmend entspannter und angenehmer“. „Zusammenfassend würde ich mich auf jeden Fall wieder für ein Studium in Xiamen entscheiden. Es war zwar oft ein harter Weg bis hin zum Studienabschluß, aber ich habe mich bewußt nicht für einen Sonntagsspaziergang entschieden.“

Kein Sonntagsspaziergang also, aber eine spannende, mitunter lebensverändernde Erfahrung, so beschreiben es fast alle der hier versammelten deutschen China-Studierenden. Auch wenn sich die äußeren Umstände, die Unterbringung, die finanzielle Ausstattung, die Studienbedingungen und die Freizeitmöglichkeiten erheblich verändert haben, auch wenn das Mißtrauen einem freundlichen „Willkommen in China“ gewichen ist, gibt es doch auch einige Konstanten: Dazu gehört der Einfluß des politischen Umfelds, die Sprachbarriere, die Kontakte und Freundschaften erschwert, und das Gefühl, einem anderen Kulturkreis anzugehören und fremd zu bleiben. Und doch entwickelten die meisten im Laufe der Zeit Verständnis und Sympathie für dieses fremde Land und seine Menschen.

Katharina Nothelfer drückt es so aus: „Der Moment, in dem ich mich selbst als ‚Westler‘ definierte, war der Moment, an dem ich verstanden hatte, wie unüberwindbar die Unterschiede zwischen der chinesischen und der westlichen Kultur sind. Und gleichzeitig der Moment, in dem ich anfang, sie zu überwinden, China zu verstehen und unglaublich schätzen zu lernen.“

Udo Meske (1932-2015) – eine Jugend in Shanghai

Heidi Meske

Für Udo Meske, meinen Mann, war China immer seine Heimat – die Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai (KWS) und die Verbindungen zu StuDeO waren ihm sehr wichtig. So setzte er sich 1992 für die Gründung des StuDeO mit ein und gehörte von 1995 bis 2001 dem StuDeO-Vorstand an. Mein Mann starb am 18. März 2015 nach langer Krankheit kurz vor seinem 83. Geburtstag.

Viele Begebenheiten in seinem Leben hat er mir immer wieder erzählt – ich möchte sie in etwa wiedergeben, besonders, was die chinesische Zeit betrifft.¹

Udo wurde 1932 in Changsha/Provinz Hunan geboren, die Eltern wohnten auf der Ochsenkopffinsel im Fluß Hsiang zusammen mit anderen Ausländern. So hatte Udo auch Spielgefährten – u.a. Teddy Heinrichsohn, den er später bei den KWS-Treffen wiedersah. Udos Vater, Kurt Meske, war 1924 als Kaufmann für die Vereinigten Farben- & Chemikalien-Werke G.m.b.H. (in China später in Deutsche Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. umbenannt) nach China gekommen. Seine ersten beruflichen Stationen waren Tientsin (Tianjin), Hankow (heute Stadtteil von Wuhan) und Changsha.

¹ Siehe auch Udo Meske: Impressionen eines „Shanghai-Boys“. Wiedersehen mit der „Stadt über dem Meer“

1996. (StuDeO-Archiv *0371, abgedruckt im StuDeO-INFO April 1997, S. 10-13).

1935 zog es den Vater mit seiner Frau Gerda und mit Udo wieder nach Tientsin und hier wurde 1936 Udos Schwester Helga geboren. Schon ein Jahr später ging es weiter nach Shanghai, wo die Familie mit einer Unterbrechung bis 1947 lebte.

Shanghai 1937 bis 1939

Shanghai – damals eine Stadt mit einer internationalen Verwaltung – versprach Schutz gegen fremde Angriffe. Die Familie wohnte im Internationalen Settlement am Rand der Stadt in der Tunsin Road 175/7 (heute Wuyi Lu) in einem Compound, der mehrere Häuser einschloß. Ein Wärter am Eingang kontrollierte, wer ein- und ausging. Das Haus am Ende des Compounds bot viel Platz auf drei Etagen. Man hatte chinesisches Personal, Koch, Gärtner und eine Kinderfrau (Amah), so daß die Kinder Chinesisch sprechen lernten. Der Garten wurde für sie zum Eldorado. Hier fanden die Geburtstagsfeiern statt, hier standen eine große Schaukel und ein Klettergerüst, an dem man herrlich turnen konnte. Eine Rosenlaube wurde errichtet, die allerdings nach jedem Taifun wieder neu aufgebaut werden mußte. In der Garage stand ein großes schwarzes Auto, hochbeinig, um auch bei den wiederholten Überschwemmungen fahren zu können.



*Geschäftsstraße, ein britischer Sikh regelt den Verkehr (1936)
StuDeO-Fotothek P3365*

Kaum hatte man die großen Kisten ausgepackt und sich eingerichtet, begann im Sommer 1937 der Krieg zwischen Japan und China. Hunderttausende Chinesen flüchteten aus den umkämpften Stadtteilen Shanghais² in das internationale Zentrum oder

² Die Kämpfe zwischen den japanischen und den nationalchinesischen Bodentruppen ab Mitte August 1937 spielten sich vor allem im Stadtteil Chapei/Zhabei nördlich des Soochow-Creeks ab (das ebenfalls zum Internationalen Settlement gehörende Gebiet war vor allem von Chinesen und Japanern bewohnt). Nach drei Monaten war der Kampf entschieden. Von da an bis 1941 hielten die Japaner dieses Gebiet besetzt. Im Dezember 1941, unmittelbar nach dem Angriff auf Pearl Harbor, besetz-

ganz aus der Stadt, tausende Ausländer wurden evakuiert. Viele Deutsche verließen Shanghai auf der „Gneisenau“, einem Fracht- und Passagierschiff des ND, in Richtung Hongkong und in die Heimat. Auch Mutter Meske folgte dem Aufruf, die Stadt mit den Kindern vorübergehend zu verlassen. Vater Meske mußte arbeiten und blieb in Shanghai.



*Japanische Marinesoldaten in Zhabei
StuDeO-Fotothek P8387*

Dort wurden Vorkehrungen getroffen. An der Stadtgrenze baute man einen Wall aus Sandsäcken, die britischen Soldaten kontrollierten diese Grenze, zum Süden hin war Shanghai durch die französischen Soldaten geschützt. Die Stadt wurde von den Japanern bombardiert, auch

der Stadtteil, wo Meskes lebten. Ein Einschlag über dem Kinderbett von Udo und ein Schrapnell zeugten davon. Der Vater mußte trotz Krieg seine Kunden besuchen: Er befestigte eine deutsche Fahne über dem Kühler seines Autos. Da Deutschland und Japan damals Achsenbrüder waren, ließ man ihn bei allen Kontrollpunkten passieren.

Was den Schulunterricht betraf, so veranlaßte der Schulvorstand der KWS, daß den „außerhalb Shanghais weilenden Kindern behelfsmäßiger Unterricht in verschiedenen Plätzen [...] erteilt wurde. [...] Im Laufe der Wochen konnte infolge der Rückkehr von Lehrern und Schülern der behelfsmäßige Unterricht [an der KWS] immer weiter ausgebaut und am 22. November 1937 endlich wieder mit dem planmäßigen Unterricht begonnen werden.“³

Das Leben verlief wieder relativ normal. Man hatte zwei Kleinkinder zu versorgen – Milch war damals Mangelware, zumal die Chinesen keine Milch vertrugen und somit nicht brauchten. Was tat der Vater? Er mietete zusammen mit einer anderen Familie eine Kuh und das Problem war gelöst. Fleisch und Wurst lieferte die deutsche Schlachtereifütterer, Brotwaren und Kuchen kaufte man bei der Familie Fiedler im Café Federal oder in der hervor-

ten sie dann das gesamte Internationale Settlement, die Französische Konzession blieb verschont, weil Japan mit der Vichy Regierung liiert war.

³ Quelle: KWS Schanghai: Jahresbericht für das 43. Schuljahr (1937-1938), S. 2f.

ragenden Konditorei Kiessling & Bader, deren Mutterhaus in Tientsin stand. Diese Geschäfte befanden sich in der Bubbling Well Road. In den Kaufhäusern der Nanking Road, der berühmten Einkaufsstraße Shanghais, bekam man fast alles andere.

Udo besuchte den Kindergarten in der Kaiser-Wilhelm-Schule (Great Western Road No. 3) und wurde später dort auch eingeschult. Er lernte viele neue Freunde kennen, manche Freundschaften hielten ein Leben lang. Die KWS begleitete seinen Lebensweg. Jeden Tag wurde er vom Chauffeur hingebacht und abgeholt – später als großer Junge durfte er mit dem Fahrrad fahren. Mindestens zehn verschiedene Nationalitäten besuchten die Schule, darunter viele Kinder von reichen Chinesen, die teilweise die Schule mit hohen Geldbeträgen unterstützten. Direktor Walter Gugel sorgte für ein liberales Klima. Da er im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte, hatte er die Schrecken des Krieges und seine Auswirkungen kennengelernt.

Man achtete sehr auf deutsche Werte und Kultur, Sport hatte einen hohen Stellenwert. Auf dem Schulgelände stand außer der Schule auch die deutsche Kirche, die beiden Konfessionen zugänglich war. Dieses sogenannte „Deutsche Eck“ bildete das Zentrum der deutschen Gemeinde. In der großen Turnhalle fanden festliche Veranstaltungen statt.

Theateraufführungen wurden von theaterbegeisterten Deutschen gestaltet, auch Vater Meske spielte mit. In der Weihnachtszeit studierte man ein Krippenspiel ein, was bei Groß und Klein in der deutschen Gemeinde gut ankam. Udo spielte einmal einen der Heiligen Drei Könige.

Udo ging gern in die Schule. Seine erste Lehrerin, Berta Trumpf, war seine Lieblingslehrerin – er verteidigte sie einmal gegen einen Störenfried und verprügelte diesen deswegen in der Pause. Zur Strafe wurden er und sein Gegner vor den Rektor zitiert, der den Grund der Prügelei wissen wollte. Hier zeigte sich schon Udos Gerechtigkeitssinn. Sein ganzes Leben setzte er sich immer vehement für andere Menschen ein.

Shanghai 1941 bis 1945

1939 ging's zum Heimaturlaub nach Berlin – wegen des ausgebrochenen Krieges kehrte die Familie erst 1941 wieder nach Shanghai zurück. Udo hatte seine Chinesisch-Kenntnisse fast vollständig verlernt, nur einige Flüche und die Zahlen beherrschte er noch. Die Flüche gebrauchte Udo bei passenden Gelegenheiten! Wenn er z.B. mit dem Fahrrad zur Schule fuhr und eine Rikscha überholte, in der ein Chinese saß, konnte es leicht passieren, daß der auf

chinesische Art seine Nase putzte. Er entleerte seine Nase mit einem Schnipsen der Finger – ein benutztes Taschentuch in der Tasche hielt man für unhygienisch – und die Umwelt bekam das ab. Dann konnte man mit einem guten Fluch reagieren. Die Zahlen mußte man wissen, um handeln zu können – denn ein Europäer wurde, wenn er beim Einkauf nicht handelte, übers Ohr gehauen.

Udo kehrte zunächst in seine alte Klasse in der KWS zurück. In Berlin hatte er jedoch so viel gelernt, daß man ihm vorschlug, eine Klasse zu über-



*Udo und Helga Meske
Berlin 1940*



*Vater und Sohn Meske
im Garten, Shanghai 1944*

springen. Jetzt kamen allerdings andere Probleme. Seine Klassenkameraden waren alle ein Jahr älter und körperlich weiter entwickelt.

Der Vater war von Jugend an einer der besten Sportler, Leichtathlet, Handballer und Hockeyspieler in der „Turngemeinde in Berlin 1848 e.V.“ und konnte seinen Sohn für diese Sportarten begeistern. Hausaufgaben wurden ganz schnell erledigt und dann ging es sofort zu dem nicht weit entfernten deutschen Hockeyplatz in der Keswick-Road (Grenze des Internationalen Settlements). Andere Sportarten konnten in der Schule betrieben werden, wo es einen großen Sportplatz gab. Oft besuchte Udo mit dem Fahrrad seine Freunde in der Nachbarschaft. Immer wurde er telefonisch bei dem Freund angemeldet, und wenn er bei ihm ankam, wurde sofort den Eltern Bescheid gegeben – es kamen in dieser Zeit leider sehr viele Kidnapping-Fälle vor, die sich in der Regel relativ schnell durch Zahlung einer kleinen Summe klären ließen. Mit dieser Gefahr konnte man leben.

In der Freizeit und am Wochenende verbrachte die Familie viel Zeit auf dem Hockeyplatz und beim Tennisspiel. Auch Mahjong wurde in den deutschen Kreisen viel gespielt – Mutter Meske hatte ihren festen Kreis. Dazu kamen noch Einladungen

zu Bridge u. ä. Die gesellschaftlichen Kontakte unter den Deutschen waren sehr wichtig, da die Kontakte mit Chinesen nur auf geschäftlicher Ebene und immer in Restaurants stattfanden, nie zu Hause. Auch mit den anderen Nationen in Shanghai gab es wenig Berührungspunkte, außer beim Hockey, Kriket und Reiten. Doch in der Regel war man sich trotz der Kriegsergebnisse in Europa nicht feindselig gesinnt und hielt im Notfall untereinander zusammen. So lagerte z.B. eine benachbarte englische Familie ihre Wertgegenstände bei Meskes ein, als sie von den Japanern interniert wurde.⁴

In den Sommerferien 1942 mußten die meisten Familien, auch die Meskes, in Shanghai bleiben, vermutlich wegen der zunehmenden kriegerischen Umtriebe nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor. Udo vertrieb sich die Zeit mit Sportspielen an der Schule, mit Laubsägearbeiten und Hockey.⁵ Es war ein besonders heißer Sommer. Aber bald begann wieder die Schule, dieses Mal auch für seine kleine Schwester Helga.

Udo kam 1942 mit zehn Jahren zum „Deutschen Jungvolk“. Da begann für ihn eine schöne Zeit mit Geländespielen, Lagerfeuer, Kartenlesen und Fährtensuchen. Bald wurde er Fahnenträger des Jungvolks (eine Auszeichnung), bis zum Kriegsende. Einmal wurde eine Jungengruppe gebildet, die im japanischen Lazarett deutsche Volkslieder singen sollte. Von allen Jungs,

die singen sollten, wurden nur die blonden genommen, allerdings traf es die am wenigsten musikalischen, darunter auch Udo. Es war seine erste Konfrontation mit Verwundeten.

Von den schrecklichen Kriegsergebnissen in der Heimat wurde man – wenn auch nur vage – durch Zeitungen und dem deutschen Rundfunksender XGRS informiert, der sich in demselben Gebäude wie die KWS befand. Im angrenzenden Park fanden die Übungen der nationalsozialistischen Jugendgruppen statt – hier wurden Reden etc. gehalten und von hier aus starteten die Sammlungen z.B. für das Winterhilfswerk etc.

⁴ Internierung im Frühjahr 1943 im Lungwha (Longhua) Camp bis zur japanischen Kapitulation.

⁵ Außerdem hielt man die Schülerbücherei geöffnet: „Die Maßnahme hat sich bewährt; es wurden in den Ferien 1014 Bände entliehen.“ Quelle: KWS Schanghai: Jahresbericht für das 48. Schuljahr (1942-1943), S. 12.

Shanghai 1945 bis 1947, Repatriierung

Nach der japanischen Kapitulation im September 1945 zogen die US-Marines in Shanghai ein. Am 15. Oktober wurden die Gebäude der deutschen Gemeinde von der chinesischen Nationalregierung beschlagnahmt. Die KWS schloß für immer, nach 50 Jahren. Der Unterricht fand in Privathäusern statt – Helgas Klasse wurde z.B. im Hause Meske unterrichtet, Udos Klasse in der Nachbarschaft!

Die deutschen Familien wurden nach und nach aus ihren Häusern vertrieben. Man zog zusammen. Auch die Meskes nahmen Landsleute auf – zuletzt waren es sieben verschiedene Parteien, die in der Tunsin Road 175/7 lebten: Eine alleinstehende Frau, einige Ehepaare usw.

Eines Tages befahl man die Räumung des Hauses. Die Möbel mußten zurückgelassen werden. Was man konnte, packte man in große Überseekisten zusammen. Die englische Familie, deren Kisten man untergestellt hatte, holte ihr Hab und Gut ab – dabei trug man auch die Kisten der Meskes mit

hinaus und brachte sie bei sich unter. Das Haus wurde versiegelt. Die treue Dienerschaft öffnete jedoch vorsichtig die Siegel und packte noch die übriggebliebenen Sachen ein.

Die Familie Meske kam im Deutschen Heim, dem ehemaligen Italienischen Hospital in Hungjao, in zwei Zimmern unter. Hier erlebten die Kinder eine ungebundene, freie Zeit, sie spielten mit den anderen deutschen Kindern, erlebten Abenteuer auf den umliegenden Feldern – vom Mangel und der im Heim herrschenden Enge bekamen sie nichts mit. Vater Meske arbeitete bei zwei chinesischen Kauf-

leuten halbtags – seinen alten Job hatte er immer noch. Es gab Neider und Denunzianten in den ausländischen Gemeinden, die per Zeitungsnotiz öffentlich fragten, warum einige deutsche Familien immer noch in Shanghai lebten.

Im September 1947 wurden die Meskes zusammen mit anderen deutschen Familien auf dem amerikanischen Truppentransporter „General Black“ nach Deutschland geschafft und in Viehwaggons ins Auffanglager Ludwigsburg, später Gießen gebracht. Von dort kamen sie in ein kleines Dorf im Odenwald in der Nähe von Michelstadt, wo Helga und Udo die Schule besuchten. Sie fuhren mit dem Zug zur Schule, später bekam Udo ein Fahrrad und radelte bei Wind und Wetter. Er kam in die Unterprima des Gymnasiums und fiel gleich durch seine Sportbegeisterung auf. Unter seinen Freunden galt er als der „Chinamann“.



Hockey-Jugendmannschaft 1944
Udo Meske stehend 2. v. links

Erinnerungen an Niederländisch-Indien und Japan

2. Teil: Internierung auf Sumatra, Ausreise, Japan 1941-1944

Erika Seele

Quelle: Erika Clairiot geb. Seele: Lebenserinnerungen (20 S.), StuDeO-Archiv *2034.

Fotos: Erika Seele (StuDeO-Fotothek P8170, P8220, P9224, P8225, P8238, P8244).

Internierung auf Sumatra (stark gekürzt)

Am 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Angriffs auf Holland, oder ein paar Tage später wurden wir Schüler in Kaban Djahé in das Internierungslager „Raja“ in der Nähe von Brastagi verfrachtet. In Raja waren schon unsere Mütter interniert, die Väter mit den Söhnen ab sechzehn Jahren waren in einem anderen Lager. Aus Notizen meiner Mutter geht hervor, daß die Holländer ziemlich barsch vorgingen, und die Frauen einer Leibesvisitation unterzogen wurden. Mein Vater (Wolfgang Seele, 1900-1976) war am 10. Mai mit Polizeibegleitung aus dem Kontor gekommen und meine Mutter (Elisabeth Seele geb. Scheu, 1895-1970) mußte innerhalb von fünfzehn Minuten einige nötige Sachen für ihn packen. Sie selbst wurde zur Nachbarplantage zu Frau Claire Hake¹ gefahren, wo sie mit anderen Frauen auf den Abtransport nach „Raja“ warten mußte. Am 12. Mai durfte meine Mutter anscheinend kurz zurück in unser Haus, um andere Sachen zu packen: „Koffer Polizei“ steht in den Notizen (und immer wieder „Kofferuntersuchung und Leibesvisitation“). Meine Mutter hatte noch schnell ihre Nähmaschine der Babu (Haushälterin) geschenkt, Babu war ihr eine Freundin geworden. Es war ihr lieber, daß sie die Nähmaschine bekam und nicht die Holländer. Nach Kriegsende haben meine Eltern nach der Babu gesucht, aber sie leider nie gefunden. Sie stammte aus Java, der Einmarsch der Japaner hat vieles zerstört und viele Menschen getötet, von unserer Dienerschaft wahrscheinlich auch.

In Raja schliefen wir Kinder in großen Schlafsälen. Meine Mutter konnte noch einmal in unser Haus fahren und Betttücher, Daunendecken und sonstige wichtige Dinge in große Koffer packen, denn oben in den Bergen war es oft empfindlich kühl. Wie groß war ihr Erstaunen, als ein Riesenkoffer – wohl der größte – geliefert wurde mit (gut beschrifteten) Fotoalben, Briefen, Weihnachtsschmuck und Wolfgangs elektrischer Eisenbahn,

¹ Vgl. Claire Hake: Mein geteiltes Herz. Eine große Liebe zwischen Sumatra, Shanghai und Deutschland (2010).

worüber der sich natürlich sehr freute, Mutti weniger, denn wahrscheinlich war ein anderer mit notwendigeren Sachen im Hause stehengeblieben. Aber später, in Japan, freuten sich noch viele Kinder, mit dieser Eisenbahn spielen zu können! Und welch ein Glück für unsere Familie, daß dadurch die Fotoalben und andere persönliche Dinge erhalten blieben.

Nach drei Monaten ging es am 26. August 1941 in das Lager Tarutung. Dort schlief ich (geb. 1934) mit meiner Mutter in einem Zimmer, mein Bruder Wolfgang (1933-2009) hatte sein Zimmer daneben.



Im Lager Tarutung 1941-1942

In unserem Gang wohnten neun Frauen mit siebzehn Kindern und teilweise Babys, die herrlich schrien. Wir hörten das sehr gut, denn die Wände gingen nicht bis ganz oben an die Decke! Wir hatten auch ein wenig Schulunterricht (von Frau Köhler und Frau Reveirey, notierte meine Mutter). Wie die Stimmung war, notierte sie nicht, aber aus manchen Briefen und Karten geht hervor, daß alle mit einem schnellen Ende des Krieges rechneten!! Silvester schrieben die Frauen eine Karte an ihre Männer und nannten sich die „Campjun(g)fern“, die Stimmung war an dem Abend also verhältnismäßig „gut“, denn meine Mutter schrieb: „Ins neue Jahr gehen wir alle mit gutem Mut. In diesem Sinne viel herzliche Wünsche und Grüße.“ Alle ihre Briefe und Postkarten waren immer optimistisch, um unserem Vater alle Sorgen zu nehmen, es ging uns immer „gut“. Unsere Väter konnten ja sowieso nichts für uns tun.

Meine Mutter konnte meinen Vater dreimal im Männerlager (Siantar oder Kotatjané) besuchen für jeweils drei Minuten (!!), das letzte Mal mit uns Kindern. Ich kann mich noch heute an das Lager erinnern!! Beim letzten Mal steckte er ihr heimlich ein Briefchen zu, das sie noch am Abend verbrannte. Was stand da wohl drin? Vielleicht verriet er meiner Mutter das Versteck, in das er einen Scheck

von 6.000 Dollar gesteckt hatte, den er sich einige Tage vor dem 10. Mai hatte ausstellen lassen! Mein Vater wurde x-mal untersucht, die Matratzen wurden aufgeschnitten, die Kopfkissen etc., auch noch in Indien – der Scheck wurde nie gefunden! Von diesem Geld konnte er uns dann nach dem Krieg einige notwendige Sachen schicken. In dieser Zeit bekam meine Mutter für sich und uns Kinder zuerst 10, dann 12 und am Ende 20 holländische Gulden pro Monat. Sie kaufte damit Obst und warme Sachen für uns. Es war unser Geld, das die Holländer beschlagnahmt hatten und von unserem Bankkonto nahmen.

Ausreise und Ankunft in Japan

1941 war eine Vereinbarung getroffen worden, daß die deutschen Frauen und Kinder nach Deutschland transportiert werden sollten, und zwar über China und Japan und dann durch Rußland mit der Transsibirischen Eisenbahn. Mutti entschied sich für Japan und mein Vater stimmte diesem Plan zu. Die Männer blieben auf Sumatra, bis sie später beim Vormarsch der Japaner im Januar 1942 den Briten übergeben wurden und bis Herbst 1946 in Dehradun (Britisch-Indien) blieben.

Unsere Reise verzögerte sich, da Deutschland am 22. Juni 1941 Rußland den Krieg erklärte, aber am 24. Juni sollte es trotzdem losgehen. Meine Mutter war so mit den Nerven herunter, daß sie am ganzen Körper rote Flecken bekam, und die anderen Mütter für sie das Gepäck vorbereiten mußten.

Am 24. Juni 1941 verließen wir Belawan, den Hafen von Medan. (Wieder Kofferuntersuchung und Leibesvisitation).

Es ging zuerst nach Singapur, dann am 30. Juni nach Batavia (heute Djakarta, auf Java), wo noch andere Deutsche zu uns stießen. Wir kamen zuerst in das Lager Tjitrap, wo alle Welt krank wurde (Dysenterie oder Ruhr) und das wir am 4. Juli (nach erneuerter Kofferuntersuchung und Leibesvisitation!) verließen. Am nächsten Tag ging es los mit der „Asama Maru“ (s. Farbbild S. 51) nach Japan. Wir schliefen in einer 16-Personen-Kabine in der 3. Klasse! (Fensterbetten, notierte meine Mutter). Auf dem Schiff sah ich zum ersten Mal Japaner und fragte mich, wie man den einen von dem anderen unterscheiden könnte. Ich fand, daß sie alle gleich aussahen in ihren blauweißen kurzen Kimonos.

Am 10. Juli 1941 war Zwischenstop in Shanghai, wo viele Deutsche das Schiff verließen. Sie hatten sich für China entschieden; wir fuhren weiter und kamen am 14. Juli im Hafen von Kobe an, wo die deutschen „Residenten“ uns, den sog. „Heimkehrern“, einen sehr warmen und herzlichen Empfang bereitete, wie Mutti notierte.



Ankunft der „Asama Maru“ in Kobe, 14. Juli 1941
Mutter Seele (4.v.l.), davor Erika, an Bord

Der Sommer 1941 in Atami. Wir lernen eine neue Kultur kennen.²

Mit dem Zug ging es weiter nach Atami, einem Erholungsort am Meer, nicht sehr weit von Tokyo. Auf dieser Fahrt fielen uns die vielen kleinen Holzhäuser mit ihren geschwungenen Dächern auf. Wir sahen auch viele Felder, meist durch kleine

Dämme abgegrenzt; auf diesen Feldern wurde Reis angebaut, die Hauptnahrung der Japaner. Es waren nur Frauen, die in diesen kalten, nassen und sumpfigen Feldern arbeiteten und den Reis in Büscheln auspflanzten. Nicht weit von den Häusern stand fast regelmäßig ein kleiner Tempel aus Stein, zu dem die Japaner ihre Opfergaben brachten. Wir lernten also

wieder eine neue Kultur kennen!

Am Nachmittag erreichten wir Atami, das an einer schönen, weiten Bucht liegt; ein dichter Kiefernwald umgab das kleine Städtchen. Im Taiyo-Hotel wurden wir von Herrn Kido, dem Direktor oder Besitzer des Hotels empfangen, der uns sofort bat, unsere Schuhe auszuziehen und uns „Soris“, eine Art von Strohsandalen reichen ließ. Wir sollten den Grund bald erkennen, denn der Holzboden war spiegelglatt gepflegt und in den Zimmern lagen



Das Taijo-Hotel in Atami

² Diese Aufzeichnungen habe ich etwa drei Jahre nach unserem Japanaufenthalt in einem Hausaufsatz in Köln niedergeschrieben. Das Thema lautete damals: Eine Reise in ein fremdes Land.

„Tatamis“, Strohmatten, die wir mit unseren Schuhen nur beschädigt hätten. Kleine, sehr geschminkte Frauen in schönen bunten Kimonos standen Spalier, um uns zu begrüßen. Sie verbeugten sich immer wieder: je höher der Stand einer Person, desto tiefer und öfter verneigen sich die Japaner.

Nach einer kurzen Empfangsrede von Herrn Kido auf Deutsch wurden wir mit vielen Verbeugungen auf unsere Zimmer geführt. Dort wohnten wir, eine kleine Gruppe von sechs Müttern mit ihren neun Kindern (Frau Graske mit Brigitte und Horst, Frau Weise mit Ruth und Horst, Frau Müller mit Karl-Heinz, Frau Behrens mit Otto und Günther, eine andere Dame und meine Mutter mit Wolfgang und mir) in einem europäischen Hotel, das für die Olympiade von 1940 gebaut worden war, die – bedingt durch den Krieg – nie stattfand.

Am ersten Morgen machten wir Kinder uns auf Entdeckungsreise, denn der Garten war ziemlich groß: in der Mitte lag ein kleiner Teich, der von großen Steinen und Büschen umgeben war. Eine gewölbte, reichverzierte Holzbrücke führte über diesen Teich, in dem Goldfische spielten. Die Kiefern, die dort standen, waren beschnitten und mit einem Drahtgeflecht umgeben, das ihnen eine gewisse Form geben sollte. Viele kleine Pagoden und Laternen aus Stein zierten den Garten, und in einer Ecke entdeckten wir einen kleinen Tempel mit einer Buddha-Figur. Porzellan- und Lackschalen mit Reis gefüllt standen davor – Opfertafeln. Aneinandergeklebte Papierstückchen, eine Kette bildend, waren oben von rechts nach links angebracht und sollten die bösen Geister vertreiben.

An einem der nächsten Tage machten wir mit unserer Mutter einen großen Spaziergang nach und durch Atami. Unterwegs trafen wir auf viele Menschen, die uns neugierig anschauten, sie hatten wohl nie vorher Weiße gesehen, und wir waren dazu noch sehr blond und hatten alle drei sehr blaue Augen. Uns dagegen fielen die schönen bunten Kimonos auf, die die Frauen und jungen Mädchen trugen, die Kimonos der Männer waren in gedeckteren Farben. Die Mädchen trugen meist eine Pagenfrisur. Kleine Mädchen von 6-7 Jahren trugen ihre ganz kleinen Geschwister und Babys in einem Tuch auf dem Rücken und spielten Hüpfkasten, japanischen Federball und Fangen. Die Köpfe der kleinen Kinder fielen nach rechts, nach links oder nach hinten, man hatte Angst, sie würden aus diesem „Rucksack“ fallen, aber alles ging gut. Bei den jungen Japanern fielen uns die sehr geschlitzten

Augen auf und die platte Nase, bei den Erwachsenen hatte sich dies gegeben.

In der Hauptstraße herrschte ein fürchterlicher Lärm, denn überall wurde auf offener Straße verkauft, dazu kam das Klappern der „Getas“ (Holzsandalen). Ein Laden reihte sich an den anderen, hier ein Geschäft mit herrlichen Fächern, angefangen von den billigeren aus Papier bis zu den handgemalten aus Seide. Daneben ein Geschäft mit Perücken für die Geishas (Tänzerinnen), dann ein Laden mit kleinen bunten Kuchen, die wie Seife aussahen und uns überhaupt nicht schmeckten. Etwas weiter ein Laden mit Getas und Soris, Gasthäuser, Läden mit Lebensmitteln wie z.B. mit eingelegtem Gemüse, Daikon (eingelegter gelber Rettich), Nori (getrocknete Algen), Reis, getrocknetem Tintenfisch, den wir so gerne aßen etc. etc.

Häufig sahen wir Läden mit Reiseandenken, denn Atami war ein Erholungsort. Es gab dort Postkarten, kleine hübsche Püppchen, Schalen, Tellerchen und Kästchen aus Lack, alle möglichen Souvenirs. Woanders konnte man Handwerker beobachten,

die Tatamis herstellten, die geflochtenen Reismatten wurden auf Rahmen gespannt. Aus Bambus wurden Körbe und Vasen in allen Größen hergestellt. Das ganze Leben spielte sich auf der Straße ab, da es Sommer und sehr heiß war.

Als wir in ein Privathaus hineinschauten, sahen wir mehrere Zimmer, die durch mit Papier beklebte, verschiebbare Holztüren getrennt werden konnten. Es gab keine Betten, keine Stühle, Tische oder sonstige Möbel, an die wir gewöhnt waren. Schob man aber eine „Papierwand“ auseinander, so hatte man einen Wandschrank vor sich, in dem sich das Bettzeug aufgerollt befand. Es waren sogenannte Futons, die als Unterlage und auch als



Quelle: Louis Couperus:
Japanische Streifzüge, S. 177

Decke dienten. Im Zimmer sahen wir höchstens ein Kissen aus Futon-Material auf den Tatamis liegen, einen niedrigen Tisch, circa 30 cm hoch und ein Spiegelschränkchen mit Puder, Lippenstift und anderen notwendigen Dingen, um sich schön zu machen. In jedem Haus gab es auch eine Nische, in dieser hing dann ein schöner „Kakimono“, ein aufrollbares Bild aus Papier oder Seide.

Wir beobachteten einmal eine Familie beim Essen. Alle saßen mit unterschlagenen Beinen um den Tisch herum. Zuerst wurde Suppe in Lackschälchen gereicht, die an den Mund geführt wurden, und so wurde die Suppe einfach ausgetrunken, ja ausgeschlürft. Beim Essen von Reis und den Zuta-

ten handhabten selbst die Kleinen sehr geschickt die beiden Bambusstäbchen, Haschis genannt. Die ganz Kleinen führten die Schale an den Mund und stopften somit fleißig alles in sich hinein!! Dazu gab es Seetang (Nori), eine scharfe Soja-Soße, Daikon und Fisch, oft auch den leckeren getrockneten Tintenfisch. Über das Bad, „Ofuro“ genannt, und die „Holzkohle-Heizung“ berichte ich etwas später – als wir das alles selber ausprobierten und „erleiden“ mußten!!

Eine große Überraschung erwartete uns bei einem anderen Spaziergang: Uns begegneten vier große und sehr, sehr dicke Männer, sie sahen wie wandelnde Fleischkolosse aus!! Später erfuhren wir, daß es Ringkämpfer (Sumos) waren, die einen in Japan weitverbreiteten Ringstil ausübten! Japanisches Eis überraschte uns auch: ein Mann hatte einen Karren, darauf einen großen Block Eis, davon wurde ein wenig abgeraspelt, irgendein undefinierbarer, süßer, grellfarbener Saft darüber gegossen – und fertig war das Eis. Es schmeckte herrlich!

Herr Kido sprach ein wenig Deutsch und mit dem Wörterbuch konnte er auch einige Sätze zustande bringen. Während eines Festes, bei dem gesungen wurde, machte er meiner Mutter, die wirklich eine schöne und ausgebildete Stimme hatte, ein Kompliment, das klang dann so: „Sie haben ein schön Laut“ (oder so ähnlich). Nun, meine Mutter verstand!!



Im Taijo-Hotel Sommer 1941: Direktor Kido (stehend Mitte rechts) gibt ein großes Fest für die Deutschen mit Geishas und Angestellten. Elisabeth Seele stehend 8. Dame von links, ihre Kinder vorne Mitte links

Herr Kido kümmerte sich sehr nett um uns alle, vor allem um die Jungen. „Zum Trost für Deutsche“ veranstaltete er ein Fest: Geishas mit ihren wunderbaren Kimonos und herrlichen Perücken tanzten für uns. Während sie tanzten, versteckten sie sich teil- und zeitweise hinter großen, sehr schönen Fächern, es war ein tolles Erlebnis! Auch wir hatten alle Kimonos an, saßen auf dem Boden auf den Tatamis und aßen japanische Gerichte, zum ersten Mal mit Stäbchen! Fotos wurden gemacht, aber ich wollte nicht fotografiert werden – weiß der Himmel, warum – jedenfalls sieht man mich nur mit Schmollgesicht.

Die Mütter waren über die Sauberkeit der Japaner, die wirklich ein sehr sauberes Volk sind, sehr erstaunt: jeden Tag wurden die Betten neu bezogen, aber nach ein paar Tagen rochen die Bettlaken etwas eigenartig, muffig oder so. Also wurde das Bügelzimmer inspiziert, und dort sahen die Mütter mit großem Erstaunen, daß die abgezogenen und schon gebrauchten Bettlaken ungewaschen einfach gebügelt wurden. Damit sie auch leicht zu bügeln waren, wurden sie angefeuchtet, und zwar mit einer Art Trillerpfeife, die mit Wasser gefüllt war. Die Frauen bliesen in diese Trillerpfeifen, das Wasser kam als Sprühregen auf die Laken, aber auch ein wenig Spucke kam mit! Dieser Art, Betten „frisch“ zu beziehen, wurde dann wohl von den Müttern schnell ein Ende gesetzt!

Schule und Leben in Omori 1941-1944

Am 15. September 1941 fing wieder der Ernst des Lebens an, wir mußten in die Schule. In Atami gab es keine, jedoch in Yokohama (1904 gegründet) und eine kleinere Schule in Omori. Wir siedelten also wieder um, und zwar wieder in ein europäisches Hotel in Omori, wo wir jedoch sehr viel zahlreicher waren. (Familie Adler, Behrens, Macke, Bastian, Weise, Trostl, Frau Stürck und vielleicht noch andere Familien, an die ich mich nicht mehr erinnere). Andere deutsche Frauen mit ihren

Kindern waren bei den „Residenten“ untergebracht worden, d.h. bei den Deutschen, die schon lange in Japan lebten. Davon gab es ca. 1.600, dann unsere Gruppe von ca. 700 „Heimkehrern“ und noch ca. 400 Seeleute von der Deutschen Handels- und Kriegsmarine, die in Japan durch die amerikanische Blockade hängengeblieben waren.

Meine Mutter zog es vor, unabhängiger in einem Hotel zu wohnen, wo wir uns zu dritt ein Zimmer teilen mußten, später bekam Wolfgang sein eigenes. Aus dieser Zeit ist eigentlich nichts

Besonderes zu erzählen. Das Essen war nicht sehr gut, es gab wenig, alles war rationiert. Der deutsche Koch machte das Beste daraus. Milch und Butter gab es selten, meine Mutter ging zur deutschen Bäckerei Müller und kaufte dort die Butter, die ja auch rationiert und rar war. Sie bekam 28 Yen pro Woche von der deutschen Botschaft (Notiz vom 11.12.1941), es blieb noch genügend übrig, um Kleinigkeiten zu kaufen: Souvenirs.

So fuhren wir des öfteren nach Tokyo, das nicht weit von Omori liegt, und schlenderten durch die Ginza, die große Einkaufsstraße, wo es eben all die hübschen kleinen Sachen billig zu kaufen gab.

Kulturelles kam auch nicht zu kurz, denn mit unserer Mutter besichtigten wir den Ueno-Park, den Tempel der 47 Samurais, vor dem ein Straßenfotograf von uns Fotos machte, und sahen von weitem den Kaiserpalast, den keiner betreten durfte. Zur Kirschblütenzeit fuhren wir und viele Japaner dort in die Nähe, denn es war ein sehr bekanntes Ereignis. Die vielen Bäume waren überladen mit Blüten, eine wahre Pracht! – Überhaupt war es sehr merkwürdig für uns, daß der Tenno, der Kaiser, wie ein Gott behandelt wurde. Das einfache Volk kannte ihn nur von Bildern, nie durften sie ihn in Wirklichkeit sehen. Fuhr der Kaiser mit dem Zug durch eine Stadt, waren die Fenster des Zuges streng verhängen, und auch alle Fenster der Anwohner. Wenn der rote Sonderzug vorbeifuhr, verbeugten sich alle, oft mit dem Rücken zum Zug! Auch bei Festen verneigten sich alle am Anfang und Ende des Festes in Richtung des Kaiserpalastes!

In Omori erlebten wir eines der größten Feste der Japaner:

das Neujahrsfest. Es dauerte eine ganze Woche, die jungen Mädchen trugen ihre schönsten bunten Kimonos und spielen Federball. Alle Verwandten wurden besucht und reichlich mit „Omochi“, einer Art von Reiskuchen oder Reisplätzchen beschenkt, auch uns schmeckten sie gut. Zu der Zeit standen viele japanische Frauen auf der Straße, hielten ein großes Seidentuch in der Hand und baten die Vorübergehenden, auch einen kleinen roten Knoten in dieses Tuch zu stecken. Es war für ihren Mann oder Sohn bestimmt, der im Krieg war, und sollte ihn beschützen. Auch meine Mutter steckte solch einen Knoten.

Neben meinem Bett stand ein Stuhl, darauf das Foto meines Vaters und das von Adolf Hitler! Jeden Abend beteten wir, daß der liebe Gott unseren lieben Papi beschützen solle und unseren Führer Adolf Hitler auch. Wenn ich das hier in Frankreich erzähle, schüttelt sich jeder und ist erstaunt, ja entsetzt. Viel Kontakt mit den Japanern hatten wir aber nicht. Ab und zu kamen japanische Studenten, um mit uns Kindern Deutsch zu sprechen.

Einige wollten auch mit meiner Mutter über Philosophie diskutieren, denn sie hatten erfahren, daß der Philosoph Max Scheler ein Schwager meiner Mutter war.³ Aber in dieser Materie war sie nicht bewandert. Max Scheler sollte in Kyoto an der Universität einen Lehrstuhl bekommen, starb aber dann plötzlich im Mai 1928. Deshalb war er den Studenten der katholischen Sophia-Universität in Tokyo bekannt.

Diese ganze Zeit über wurden wir alle von der Deutschen Botschaft (dem Deutschen Reich) betreut, sie gaben unseren Müttern Geld, gaben Empfänge, wo es leckere belegte Schnittchen gab. Sie schickten uns auch in die Ferien nach Ikaho, nach Hakone oder nach Nikko, der berühmten Tempelstadt, wo wir die schöne japanische Architektur noch besser bewundern konnten. In Nikko wohnten wir in einem tollen Hotel (Kanaya) mit Schwimmbekken. Wenn wir den großen Speisesaal betraten, verbeugte ich mich auf japanische Art. Das gefiel dem Direktor so sehr, daß er mir eine japanische Puppe unter einer Glashaube schenkte, sie steht noch hier im Wohnzimmer.

Vom Omori-Hotel aus war es nicht sehr weit zur deutschen Schule,⁴ wo

ich in die 2. Klasse kam, denn auf Sumatra hatte ich ja doch etwas Unterricht. Ich mußte noch viel lernen, denn ich schrieb phonetisch, und aus Käfig wurde „Kefich“, ich hatte auch „fil gelt in meinem Potemonnä“, worüber ich mich „ser freue“, „balt sehen wir unz wider“, „balt faren wir auch wek nach Tokijo in die sule“ und „es sint japanische Heren hir im Hotel und si können deuts“. Nun, wir hatten Gott sei Dank gute Lehrer in der Tokyo-Omori-Schule, die mein Deutsch, wie man sehen kann, ein wenig verbessern konnten!! Ich kann



Deutsch sprechende Studenten, 1942



Ferien in Ikaho 1943

Elisabeth Seele mit Wolfgang und Erika

³ Maria Scheu (1892-1969), die älteste Schwester meiner Mutter, studierte als eine der ersten Frauen an der Universität zu Köln Philosophie. Sie wurde Mitarbeiterin Max Schelers (1874-1928) und im Jahre 1924 seine dritte Frau. Der gemeinsame Sohn Max Georg (1928-2003) kam sechs Monate nach Schelers Tod auf die Welt.

⁴ Die 11-klassige Schule „Tokyo-Yokohama“ (DSTY) verteilte sich damals auf Tokyo-Omori (Hauptstandort) und Yokohama. Schülerzahlen 1941/42: 109 Residenten-, 91 Heimkehrer-Kinder und 83 im Kindergarten (StuDeO-Archiv *0255).

mich noch gut an meine Klassenlehrerin erinnern, Frau Bergmann, die eine sehr gute Art hatte, Spannungen zu lösen: Die Mädchen der „Residenten“ machten sich einmal lustig über ein Kleid, das ich trug. Es war rosenholzfarben und mir zu meinem großen Leidwesen zu klein geworden. So hatte meine Mutter an den Ärmeln und unten über dem Saum einen Stoffstreifen eingesetzt, der etwas dunkler war im Rot, und man hänselte mich deswegen. Das merkte Frau Bergmann und auch meine Traurigkeit. Sie rief mich auf, ich mußte vor die Klasse treten, sie lobte mein hübsches Kleid, den guten Geschmack und die Geschicklichkeit meiner Mutter! Ich war hochofrenut, getröstet, stolz und glücklich, und Frau Bergmann war die Lehrerin für mich! Im Anfang verhielten sich die Japaner auf dem Lande, die kaum einen Weißen gesehen hatten, neugierig und neutral-freundlich und bewunderten die HJ-Uniform (Jacken und tolle Schuhe), die manche trugen, unsere blonden Haare und blauen Augen. Doch später, als bekannt wurde, daß ein enger Vertrauter des Botschafters [Eugen Ott] der Doppel-Spion Richard Sorge war, hörten wir Rufe wie „spy, spy“ = Spion, das war weniger schön. Wir konnten auch die deutsche Wochenschau sehen, es gab ja nur Erfolge, und ich war mächtig stolz auf unsere schneidigen Soldaten. Ich wollte damals sogar Krankenschwester werden, es war doch so schön, die armen Verwundeten zu pflegen

und zu trösten! Das haben wir dann auch gemacht, denn zwei deutsche Kriegsschiffe, die im Hafen von Yokohama vor Anker lagen, brannten aus. War es ein Unfall oder schon ein amerikanischer Flieger-Angriff, ich weiß es nicht. Die armen Seeleute waren teilweise schwer verwundet, denn das auf dem Wasser befindliche Öl verbrannte alle schwerstens. [Erwin Wickert beschreibt dieses Unglück, dessen Ursache nie geklärt wurde, in seinem Buch „Mut und Übermut“, 1991, S. 380-388. Der im Hafen von Yokohama liegende 12000-Tonnen-Tanker „Uckermark“ explodierte am 1. Dezember 1942 und setzte den deutschen Hilfskreuzer 10 und viele Lagerhäuser in Brand.]

Im Omori-Hotel kamen uns auch einige Seeleute besuchen, darunter auch ein Kölner, Peter Schmitz, der meiner Mutter seine Adresse gab mit der Bitte, seine Eltern nach dem Kriege zu besuchen, denn „er käme nicht mehr heil nach Hause zurück“. Er sollte Recht behalten, sein Schiff, das die Blockade durchbrechen wollte, wurde torpediert und ging unter. Meine Mutter und ich gingen später seine Eltern besuchen (sie wohnten ganz in unserer Nähe), die sich sehr über unseren Besuch freuten, aber auch sehr traurig waren.

Der 3. und letzte Teil des Berichts behandelt das letzte Kriegsjahr und die Nachkriegszeit bis zur Repatriierung im August 1947.

Meine Jugend im „Neuen China“. Tianjin 1951-1964

Otto Frei

Nacherzählt von ***



Otto Frei und Anita Günther
München, 6. November 2015

nen mündlichen Ausführungen dazu.¹

Anmerkung der Redaktion: Otto Frei übergab dem StuDeO über hundert Fotos in digitaler Form. Dieser Artikel beruht auf seinen

Fotos S. 29-32;
Nr. 92, 89, 40, 9, 14, 47, 22, 60, 102, 108;
Farbfotos siehe S. 51.

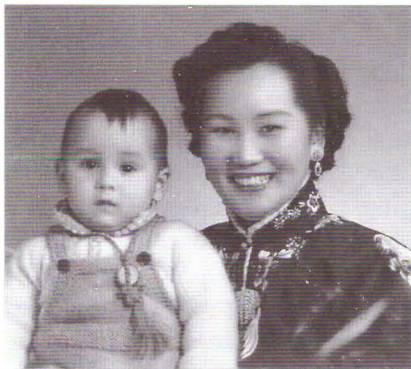
Ich bin 1951 in Tientsin (heute Tianjin) geboren.² Mein Vater, Emil Frei (1900-1957), ein Schweizer, machte sich nach einer Kaufmannslehre in Zürich um 1920 mit einem Kameraden auf den Weg in die Welt, um sich der Wehrpflicht zu entziehen. Auf der ersten Station, in Südafrika, gründeten sie eine Firma. Der Kollege verstarb dort und mein Vater reiste allein weiter nach Japan (Kobe), dann nach Hongkong und Shanghai.

Eine wichtige Station, denn da lernte mein Vater in Puxi, Alt-Shanghai, als Kunde seine spätere Frau, Huang Feng-Guan, in einem Ladengeschäft, das Holzspanner für Schuhe herstellte, kennen. Er lud sie zum Essen ein. Nach langem Zögern nahm sie seine Einladung an, kam mit einer Anstandsdame und sagte keinen Mucks. Nach mehrmaligem Wer-

¹ Otto Frei hielt den Lichtbildvortrag „Meine Jugend im Neuen China“ 2015 beim Ostasientreffen in Radolfzell (Organisator: Eberhard Möschel, Militärattaché a.D.).

² Die nordchinesische Hafenstadt hatte 1964 2½ Mill. Einwohner, heute im Ballungsraum 7½ Mill.

ben nahm sie seinen Heiratsantrag schließlich an, denn als Witwe mit einer Tochter hätte sie keinen „anständigen“ Mann mehr bekommen, höchstens als Zweitfrau. Ihr erster Mann starb bei einem japanischen Bombenangriff auf Shanghai. Meine Mutter, 1921 in Shanghai-Pudong geboren, war eine typische Shanghainesin. Ihren Eltern gehörte das gutgehende Geschäft in Shanghai-Puxi.



Mit meinen Eltern in Tientsin/Tianjin, um 1953



French Concession, Tientsin. 天津 佛國租界 中街

Banque de l'Indochine und unsere erste Wohnung in der Rue de France 73 (ganz rechts)



Französischer Park, rechts Kaufhaus Bohai

Mein Vater erhielt eine Anstellung bei der Banque de l'Indochine. Die Bank besaß in Tientsin eine Filiale in der Rue de France 73 (heute Zhifang Bei Lu) in der ehemaligen Französischen Konzession. So zog mein Vater mit meiner Mutter und ihrer Tochter nach Tientsin. Eine Zeitlang handelte er unter anderem mit Baumwolle, wobei er gerne mit

Mongolen Geschäfte machte, weil die korrekter wären. Als ich geboren wurde, wohnten wir im obersten Geschoß des Bankgebäudes in einer 10-Zimmer-Wohnung. Wir hatten einen Koch, eine Amah und andere Bedienstete. Leider ist mein Vater schon 1957 gestorben. Ich war erst 6 Jahre alt, weshalb ich nicht viel über sein Leben weiß.

In der Französischen Konzession

Meine Mutter mußte mit mir aus der schönen großen Wohnung ausziehen. Nicht weit davon erhielt sie eine kleinere Wohnung in dem Haus östlich neben dem Hotel Municipal. Schräg gegenüber war damals ein von französischen Nonnen geleitetes Spital. Als Kind bestaunte ich die Ordensschwestern mit den großen weißen Hauben. Auch wenn es in Tianjin kaum mehr Ausländer gab, so waren doch ihre Spuren in der ehemaligen Französischen Konzession in Form von imposanten Gebäuden zu finden. Die Rue de France wurde von vielen großen Bank- und Geschäftshäusern gesäumt. Unweit unserer Wohnung stand das große „Leopold Building“, das ein Schweizer namens Leopold bauen ließ.³ Er machte angeblich schmutzige Geschäfte und kam deshalb unter Mao ins Gefängnis. Später konnte er in die Schweiz ausreisen, wo er während des algerischen Befreiungskrieges (1954-1962) sein Geld mit Waffengeschäften machte. Er wurde in Südfrankreich vom Geheimdienst ermordet. Das Leopold Building diente den US Marines ab 1945 als Hauptquartier.

Besonders schön fand ich als kleiner Bub den bepflanzten runden Französischen Park mit einem Pavillon in der Mitte. Vom Park aus konnte man den Pavillon und das ebenfalls hohe „Bohai Building“, ein Kaufhaus im Einkaufsviertel Chuan Yie Chang, sehen. Am Südende der Rue de Maréchal Foch stand die mächtige französische katholische Kirche, die bis heute erhalten ist. Damals wurde die Kirche jedoch – wie so vieles andere auch – für Propagandazwecke der kommunistischen Regierung genutzt. In der Kulturrevolution wurde die Kirchenfront mit einem großen Mao-Bild und mehreren Spruchbändern verunstaltet.

Die neue Regierung erweiterte die Uferstraße des Hai He in der ehemaligen Italienischen Konzession zu einem Parade- und Aufmarschplatz. Es war ein vom gegenüberliegenden Ufer gut einzusehender Platz. Die Straße verläuft von der Internationalen Brücke bis zum Beginn der ehemaligen Britischen Konzession auf der konkaven Seite des Hai He-Kurve. Übrigens, für den Bau der Brücke Wan

³ Vgl. StuDeO-Archiv *0499.

Kuo Chiao⁴ soll Gustave Eiffel die Pläne geliefert haben. Die Brücke führt von der Französischen zur Russischen Konzession. Heute fahren die Schiffe nicht mehr bis in die Stadt, da der Hai He zu wenig Wasser führt.



Internationale Brücke (Wan Kuo Chiao)

In der Britischen Konzession

Meine Mutter zog ein zweites Mal mit mir um und zwar in den Süden der ehemaligen Britischen Konzession in die Elgin Road (heute Jianshi Lu). Wir wohnten im Dachgeschoß eines dreistöckigen Hauses, das Xiao Bai Lo (= kleines weißes Haus) genannt wurde. Es stand am Nordufer des früher von den Deutschen „Stinkekanal“ genannten schmalen Kanals Xiang He, der vom Westen heranplätschernd in den Hai He mündete. Gegenüber, auf der Südseite des Kanals, befand sich auf einem Hügel eine Synagoge, die ich von meinem Fenster aus sehen konnte. Das Gebäude existierte noch – denkmalgeschützt – bei meinem letzten Besuch im Jahre 2013. Ein altes Foto zeigt eine große Volksmenge, die im Mai 1948 in die Synagoge strömte, als der Staat Israel proklamiert wurde (am 14. Mai 1948). Der Stinkekanal wurde später zugeschüttet und als Straße, die Nanjing Lu, ausgebaut. Darunter fährt heute die U-Bahn. Im Zuge der Baumaßnahmen wurde das Xiao Bai Lo 2006 abgerissen. Zu meiner Zeit war die Umgebung sehr malerisch, sie zog z.B. den chinesischen Maler Sung Wenhuei an, von dem ich ein paar Gemälde habe. Die Bilder zeigen den Stinkekanal, flankiert von einer Häuserreihe auf der einen und einem bewaldeten Hügel auf der anderen Seite, wo auf den Bänken Pärchen saßen, die ich als Kind gerne ärgerte. Sung Wenhuei malte auch die Synagoge. Es machte mir Spaß, die neue Umgebung zu erkunden. Auch hier gab es viele von den Europäern hinterlassene interessante Gebäude, auch wenn sie

⁴ Der österreichische Dipl. Ing. Alfred Tritthart (1927-1948 in Tientsin) mußte zu Beginn seiner Tätigkeit die Brücke wieder gebrauchsfähig machen. Quelle: Kaminski: Von Österreichern und Chinesen (1980). Zu Tritthart siehe auch StuDeO-Archiv und vgl. StuDeO-INFO April 2007, S. 10-14.

nicht so imposant waren wie in der Französischen Konzession. Meine Erinnerungen an diesen Stadtteil kreisen vorwiegend um das Restaurant Kiessling, das sich an der Elgin Road uns gegenüber befand. Anfang der 1960er Jahre, in der Hungerzeit, aßen meine Mutter und ich oft im Kiessling Restaurant, z.B. Borschtsch, Russischen Salat, Biskuit (Coeur de France) und tranken dazu Eistee, weil meine Mutter Beziehungen hatte. Kiessling war und ist vorwiegend bekannt durch seine Konfiserie und die Herstellung von Schokolade. Der früher den Namen Kiessling & Bader tragende Betrieb machte die verschiedenen politischen Richtungen mit durch. Nach der Kapitulation der Japaner 1945 wurde der Eingang wieder mit der Chiang Kai-shek- bzw. der Nationalfahne geschmückt. Auch nach der Übernahme Chinas durch die KPC 1949 wurde der Betrieb weitergeführt. Das bunte Dekor der Schokoladentafeln aus dem Hause Kiessling zog uns Kinder stark an: zwei im Wasser schwimmende Goldfische, Aufschriften in chinesischen Schriftzeichen und in Umschrift: „Qishilin“ = Kiessling, „Qiaokeli“ = Schokolade.



Links Empire Theatre (Kino), rechts Kiessling Restaurant

Ich ging in die nahegelegene Primar Schule, eine Grundschule, in der Race Course Road gegenüber dem State Hotel. Auf dem Weg zur Schule bog ich von der Elgin Road in die Race Course Road ein, kam am Empire Theatre, einem Kino, vorbei und konnte auf der gegenüberliegenden Straßenseite große Bauten sehen: das vierstöckige Elgin Building,⁵ daneben das Kiessling Restaurant und einen Bücherladen. Unweit unseres Wohngebiets befand sich bis 1918 die ehemals Deutsche Konzession, mit Generalkonsulat, niedrigen Wohnhäusern und dem heute noch genutzten Club Concordia.

⁵ Straße und Gebäude sind nach James Bruce, 8. Earl of Elgin (1811-1863) benannt. Der englische Diplomat wurde kurz nach dem Zweiten Opiumkrieg zum Sonderkommissar für China ernannt und ist verantwortlich für die Zerstörung des Alten Sommerpalastes im Oktober 1860.

Propaganda, Einflüsse und Kampagnen

Ich bin in den Anfängen der Volksrepublik China geboren und aufgewachsen. Propagandabilder, vorwiegend politischer Natur, waren überall, für uns Kinder natürlich nicht interessant, aber durch den Schulunterricht konnten wir sie meistens verstehen. Alle Medien wurden für die Propaganda eingesetzt. „Lang lebe die Kommunistische Partei“ war eine oft zu lesende Parole.

1956 initiierte Mao Tsetung mit der „Hundert-Blumen-Bewegung“ die erste Kampagne, um die Partei zu festigen. Diese und die „Kampagne gegen rechts“ und die gegen die „Rechtsabweichler“ hatte die Verfolgung der sogenannten Volksfeinde und der Intellektuellen zum Ziel, denen Mao mißtraute. Der „Große Sprung nach vorn“ (1958-1961) sollte China auf Kosten der Landwirtschaft zur wirtschaftlichen Großmacht machen. Die Familien wurden aufgefordert, sozusagen in „Hinterhofhochöfen“ Stahl zu produzieren, dazu Eisen einzuschmelzen, manche selbst ihre Kochtöpfe und Pfannen. Das war einer der Gründe für die landesweite Hungersnot 1959-1961. In einer Gegeninitiative sollten Städter die Bauern auf dem Land unterstützen. Ich sah Plakate und Wandzeitungen mit Parolen wie „Sei ein roter Same“ oder „Wo Dein Vaterland dich braucht, gehe dorthin, schlage Wurzeln, sprieße, blühe und trage Früchte“ oder das Bild einer lächelnden jungen Frau mit einer Weizenähre in der Hand oder zwei hübsche Chinesinnen auf einem Traktor. Selbst die Auslandschinesen fühlten sich angesprochen und eilten aus Idealismus ins Mutterland, um das vom Kriege

zerrüttete Land wieder aufzubauen. Zahlreiche Chinesen verließen Indonesien, weil dort unter dem Diktator Suharto Kommunisten grausam verfolgt wurden (Massaker 1965/66), und folgten dem Ruf Chinas auf das Land. In den Provinzen wurden zehntausende Volkskommunen eingerichtet, um die Produktion auf dem Land zu unterstützen.

Auch die Außenpolitik wurde propagandistisch begleitet, mittels Plakaten, Spruchbändern, Briefmarken, Bildern und Fotos. Ich besitze einen dem Korea-krieg gewidmeten Briefumschlag mit Sonder-

briefmarken und Ersttagsstempel 28.11.1958, der dem Rückzug der chinesischen Truppen aus Nordkorea in diesem Jahr gewidmet ist. Das Datum soll an einen entscheidenden Sieg der Chinesen gegen die US-Einheiten im November 1950 erinnern. Ein anderer Briefumschlag mit Sonderbriefmarken feiert die Erfolge des „Großen Bruders“, der Sowjetunion, in der Raumfahrt. Anti-Amerika-Demonstrationen wurden inszeniert, auch mit Kindern, und im Bild verbreitet (1958). Eine farbige Bilder-geschichte agitierte ebenfalls gegen die Amerikaner: Drache und Phönix besiegen den Kapitalismus. Anfang 1960 wurde die Verbundenheit mit Kuba demonstriert: Ein Foto zeigt Ministerpräsident Zhou Enlai und Chen Yi (Befreier von Shanghai) mit Che Guevara (damals Industrieminister von Kuba) in China. In diesem Sinne wurden wir in der Schule politisch erzogen.

Außerdem gehörte ich wie die meisten Kinder zwischen 10 und 14 Jahren den „Jungen Pionieren“ an. Sie spielten eine Rolle bei der Organisation von außerschulischen Aktivitäten. Wir trugen eine blaue Hose mit Trägern, ein weißes Hemd und ein rotes Halstuch. Mao hat sich auch mit Jungen Pionieren fotografieren lassen.



Französische Kirche mit Mao-Bild und Spruchbändern



Kinder verhöhnen Amis und Nazis

Kultur

Meine Mutter liebte die Peking-Oper. Wir sahen noch Aufführungen mit dem berühmten Frauendarsteller Mei Lanfang (1894-1961). Das im Zentrum von Tientsin in der Nähe des berühmten Restaurants „GoBuLee“ gelegene Theater führte später auch Peking-Opern im Stile von Mei Lanfang auf. Tientsin war im übrigen berühmt wegen seiner Komiker, etwa durch das Duo „Ma San Li“ für seine interessanten und lustigen Sketche, die sie mit Xiangshan (Kastagnetten) begleiteten, oder das Duo „Maji“ für

seine Dialoge in der Art von „Dick und Doof“.

Literatur aus alter Zeit wurde zur Belehrung, Erziehung und Unterhaltung genutzt. Die „vier klassischen Romane“ aus der Ming-Zeit (16. Jh.) wurden äußerst populär. Ein Komik-Bändchen basierte auf „Die Geschichte der Drei Reiche“ (Die Reiche streiten sich, einigen sich aber zum Schluß.), ein anderes auf „Die Reise nach dem Westen“: Der chinesische Mönch Xuanzang reist nach Indien, um den Buddhismus zu studieren, und wird begleitet vom Affenkönig Sun Wukong, dem Schweine-

menschen Zhu Bajie und dem General Sha Wujing. Den Affenkönig gab es für Kinder auch als Zeichentrickfigur, z.B. wie er sich Haare auszieht und wegbläst: Schon entsteht aus jedem Haar ein weiterer Affenkönig. Als Kind sah ich gerne Zeichentrickfilme. Es gab welche aus dem Ostblock, aber auch Walt Disney-Filme und sogar den „Heidi“-Film. Die Kinos warben mit auffallenden, farbigen Plakaten. Musikalische Darbietungen kamen auch aus dem kommunistischen Ausland, z.B. aus Kuba oder der Sowjetunion (z.B. russische Lieder unter dem Titel: "Moscow Nights").

Seit 1964 in der Schweiz, 2016 Rückkehr nach China

Im Jahr 1963 war ich in der 5. Klasse. Zu der Zeit waren in der Primar Schule 52 Schüler, die vor allem von zwei Lehrerinnen unterrichtet wurden. Auf einem im Volkspark (weiter südlich von uns) entstandenen Gruppenfoto sind zwei Soldaten zu sehen, die für Disziplin sorgen sollten, sie waren aber selten präsent. Mit einer Mitschülerin, die neben mir auf der Bank saß, und ihrer Familie bin ich heute noch in Kontakt. Die Schülerin wurde in der Kulturrevolution aufs Land geschickt. Später durfte sie wieder studieren und wurde Führungskraft in der Kohlenindustrie.



Primar Schule Tianjin 1963

In jenem Jahr leitete meine Mutter den Wunsch meines Vaters, daß ich in der Schweiz in die Schule gehen solle, in die Wege. Sie wandte sich an Nikolai Shoolingin.⁶ Er hatte gute Behördenkontakte und half anderen, wo er konnte, was nicht ungefährlich war. An der Schweizer Botschaft in Peking schilderten beide meines Vaters letzten Willen. Schließlich erreichte der Schweizer Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen, der seit dem Zweiten

⁶ Nikolai Shoolingin war ein Bruder von Valentine Maeker. Die Familie Maeker lebte in Peking und wurde mit der "Marine Robin" 1946 repatriiert. Tochter Sieglinde Streiner ist StuDeO-Mitglied.

Weltkrieg und dem Korea-Krieg in China gut angesehen war, daß ich, 13jährig, in Begleitung eines Schweizer Diplomaten ausreisen durfte. Ich reiste also 1964 ohne meine Mutter aus und wurde von meinem Onkel in der Schweiz aufgenommen.



Mit meinem Onkel in Zürich

Er besaß ein Hotel in Zürich, vom Personal lernte ich Italienisch. Mein Onkel schickte mich auf ein Internat in der Innenschweiz. Nach dem Abitur durchlief ich auf der Kunstgewerbeschule Basel eine Ausbildung zum Graphikdesigner. Diesen Beruf übte ich nicht

lange aus, sondern arbeitete an der Credit Suisse als Finanzanalytiker-Assistent. Zum Schluß eröffnete ich ein Reisebüro und spielte manchmal auch den Reiseleiter.

Nach der Kulturrevolution holte ich 1978 meine Mutter nach. Sie fühlte sich hier aber nicht wohl und kehrte ein halbes Jahr später nach Tianjin zurück. Meine Mutter hatte dort ihre Verwandten, Nachbarn und Freunde. Es war auch die Sprache, die sie vom fremden Land trennte. Allerdings lebte ihre Tochter, meine Halbschwester, nicht in Tianjin, sondern mit ihrem Mann, einem Komponisten, in der Verbannung 1.500 km von Tianjin entfernt. Sie war Tänzerin.

Jedes Jahr besuchte ich meine Mutter in Tianjin, bei der Gelegenheit natürlich auch die Verwandten und Freunde: Mutters Bruder (ein Geologe), Tanten (zwei Nennschwestern meiner Mutter), meinen Nennbruder, die Familie meiner Klassenkameradin etc. Eine der Tanten war sehr wohlhabend gewesen, sie stammte aus reichem Hause und war mit einem „Kapitalisten“ verheiratet. Mitte der 1950er Jahre wurden sie enteignet. Das Paar lebte dann in einer kleinen Wohnung, die aber durch das große Erdbeben 1976 zerstört wurde. Zuletzt wohnte die Tante allein in einer provisorischen Kammer von 6 qm ohne Tageslicht. Als ich das sah, konnte ich die Tränen nicht unterdrücken. Bald darauf starb sie.

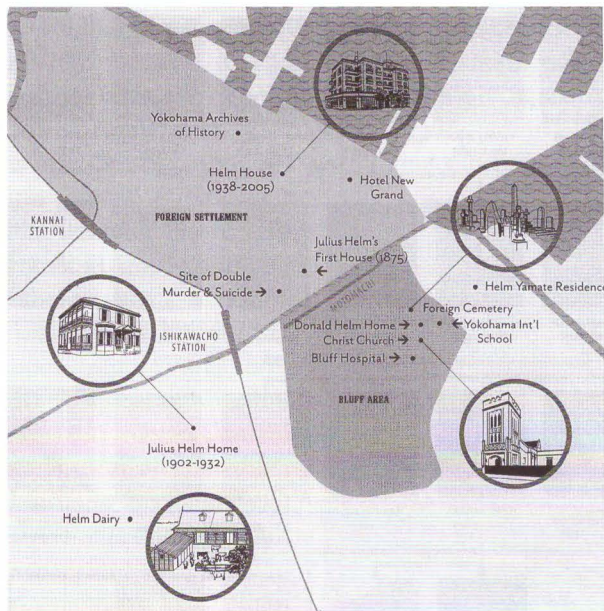
Meine Mutter starb 2011. Sie war eine sehr gläubige Buddhistin und stiftete ihr halbes Vermögen dem Tempel zum Großen Leiden in Tianjin. Der Abt des Tempels war ein bemerkenswerter Mann. Ihm wurden in der Kulturrevolution aus Bosheit sieben Zähne ohne Narkose gleichzeitig gezogen!

Ich wurde kürzlich pensioniert und bin im April 2016 mit meiner chinesischen Frau in ihre Heimat Hangzhou umgesiedelt, unter anderem weil sie dort für ihre betagten Eltern sorgen möchte.

Yokohama Yankee – Die fünf Generationen der Familie Helm Eine Familien- und Firmengeschichte nach dem Buch von Leslie Helm

Renate Jährling

Quelle: Leslie Helm: Yokohama Yankee. My Family's Five Generations as Outsiders in Japan. Seattle: Chin Music Press, Spring 2013, 346 S., ISBN 978-09844-5766-3. – US\$ 16,95.



Die Spuren der Familie Helm in Yokohama

Ebd., S. 10

„Die Helm-Dynastie begann, als Julius Helm 1869 nach Yokohama kam. Die Familie spielte beim Aufbau dieser internationalen Stadt eine große Rolle“, so der Pfarrer im Trauergottesdienst für Donald (Don) Helm, einem Enkel von Julius, am 23. September 1991 in der Christuskirche auf dem „Bluff“. Der Verstorbene war der Vater von Leslie Helm, dem Verfasser der Familiengeschichte. Der Großvater und ein Großonkel von Don Helm gründeten 1891 „Helm Brothers“, deren letzter Direktor er war, als die Firma 1973 auf Beschluß der weltweit verstreuten Anteilseigner nach Hongkong verkauft wurde.

Die erste Generation (Julius und seine Brüder)

Die Familie Helm stammte ursprünglich von einem Bauernhof in der Uckermark in Brandenburg. Es waren fünf Brüder, die um 1869 in die Welt hinauszogen. Julius (1840-1922), der Älteste, und seine Brüder Adolf, Theodor und Paul wanderten

¹ „Bluff“ (engl. „Steilhang“) bezeichnete das auf einer Anhöhe am Hafen gelegene Viertel neben dem „Ausländerviertel“ (siehe Bild). Heute ist es das „Yamate-Viertel“.

nach Japan aus, Gustav nach New York. Die Brüder erreichten Japan zu Beginn der Meiji-Ära (1868-1912), als das Land sich öffnete und seinen wirtschaftlichen und politischen Rückstand gegenüber Europa und den USA aufholen wollte. Die Familie Helm begleitete im Laufe der Jahrzehnte den Übergang Japans von der feudalen Welt der Samurai bis zu einer der größten Industriemächte der Welt.

Adolf war der einzige, der sich nicht in Geschäften versuchte, sondern als Deutschlehrer arbeitete. Bekannt ist seine Tätigkeit an der Tokyo School of Foreign Languages, auch soll er die kaiserliche Familie unterrichtet haben. Seine Spuren verlieren sich später. Julius Helm fand bald eine feste Anstellung als Lagerverwalter in einer amerikanischen Firma, die die Schiffe im Hafen von Yokohama belieferte. Als 1871 in Wakayama, unweit von Osaka, deutsche Militärberater gesucht wurden, um Samurai zu Soldaten auszubilden, meldeten sich die ehemaligen preussischen Soldaten Julius und Adolf. Ihr Vorgesetzter war der damals bekannte Karl Köppen (1833-1907). Nach einem Jahr kehrte Julius nach Yokohama zurück. Er nahm Hiro Komiya (1854-1904) zur Frau, die zwischen 1877 und 1894 vier Söhne und drei Töchter zur Welt brachte: Marie, Karl, James (Jim), Julius (Julie), Elsie, Willie und Louisa.



Julius Helm (vorne, 2.v.r.) inmitten berühmter Japaner (1874) z.B. obere Reihe v.l.: General Nogi Maresuke, Hauptmann Oyama Iwao, Saigo Takamori, der größte Held des modernen Japans (vgl. „Der letzte Samurai“), Yamagata Aritomo, der das japanische Militär nach preussischem Vorbild umformte.

Ebd., S. 39

1876 machte sich Julius selbständig und nannte sein Unternehmen "J. Helm. Landing & Shipping Agents. Yokohama Drayage Co." Mit einem von ihm entwickelten leichten Pferdewagen begann sein Aufstieg. Er konnte sich immer mehr Lagerhäuser und Ställe zulegen und war bald so erfolgreich, daß er seinen größten Konkurrenten aufkaufte. Julius fühlte sich endlich frei und arbeitete ohne Ende. Von seinen Angestellten verlangte er absoluten Gehorsam, unermüdlichen Einsatz, Loyalität und Ehrlichkeit. 1878 erwarb er die "Cliff Diary", eine der ersten Molkereien in Yokohama, deren Leitung er seinem Bruder Theodor übertrug.

Die Deutschen gewannen in der Meiji-Ära zunehmend an Einfluß. So nahm die japanische Verfassung die deutsche zum Vorbild, ein Deutscher wurde Kanzler am Kaiserlichen Hof und reorganisierte das Protokoll, deutsche Offiziere ersetzten allmählich die Franzosen. Auch die deutschen Kaufleute hatten Erfolg, was der Verfasser damit erklärt, daß die Deutschen besonders hart arbeiteten und sich auch bemühten, die japanische Sprache zu lernen.

Je mehr sein Betrieb gedieh, desto unzufriedener wurde der stets ruhelose Julius. 1885 verkaufte er überraschend sein Unternehmen an Japaner, um sich einen Traum

zu erfüllen: einen Bauernhof zu betreiben, also zurückzukehren zu seinen Wurzeln. Nach einem erfolglosen Zwischenspiel in Korea, wohin ihn Paul Georg von Möllendorff (1847-1901), der damalige Vizeminister des Königreichs Korea, angeworben hatte, reiste Julius Helm mit seiner Familie in die USA und erwarb in Virginia eine ehemalige Tabakplantage. Weil aber seine japanische Frau und die gemeinsamen Kinder dort diskriminiert wurden – diese durften z.B. als „Farbige“ nicht mit Weißen dieselbe Schule besuchen –, übertrug Julius die Plantage seinem Bruder Gustav und kehrte mit seiner Familie nach Yokohama zurück. Bei einem kurzen Aufenthalt in Brooklyn im März 1887 wurde Julius Helm jr. geboren, dem sein Kindername Julie bis zum Lebensende blieb. Das Kind erhielt automatisch die amerikanische Staatsbürgerschaft, was sich als Glück für ihn und seine Nachkommen erweisen sollte.

Julius mußte mit 47 Jahren als Angestellter einer japanischen Firma neu anfangen. Aber schon 1891 konnte er diese Firma kaufen und gründete mit Bruder Paul, der sein eigenes Fuhrunternehmen

einbrachte, die "Helm Brothers". Das Unternehmen sollte über 80 Jahre bestehen. Stets umtriebiger, eröffnete Julius kurz darauf eine Filiale in Kobe und erwarb die Hälfte der Firma eines Konkurrenten. Als der erkrankte Bruder Paul 1897 nach Deutschland zurückkehrte, kaufte Julius dessen Firmenanteil. "Helm Brothers" profitierte vom Expansionsdrang des Gastlandes. Japans Dampfschiffe liefen mittlerweile jeden Hafen im Pazifik an und seine Handelshäuser entrissen China den größten Teil des Geschäfts mit Tee und Seide. Auch der Krieg mit China 1894-1895, den Japan wohl dank seiner deutschen militärischen Ausbilder und der Ausstattung mit deutschen Waffen gewonnen hatte, belebte das Geschäft. Mit dem Sieg im Russisch-Japanischen Krieg 1904-1905 wurde Japan innerhalb von nur ein bis zwei Generationen endgültig von einem isolierten Land zu einer Großmacht. Taiwan, Port Arthur und die südliche Mandchurei fielen an Japan.

Julius erweiterte und modernisierte unermüdlich. Er ließ seine Firma in Hongkong registrieren, was später sehr nützlich sein sollte.

Mit sechzig Jahren hatte er Zeit und Geld im Überfluß. Er erwarb ein

Grundstück auf dem Bluff mit Blick auf den Hafen von Yokohama, ließ sich eine große Villa im viktorianischen Stil bauen und kaufte eine Sommervilla (Helm-Hill) in Hommuko am Meer. 1900 schickte er seine älteste Tochter Marie (1877-1930) mit vier jüngeren Geschwistern nach San Francisco, um ihnen eine westliche Ausbildung zu ermöglichen. Julius selbst reiste nach Deutschland, wo er nach dreißig Jahren zum ersten Mal seine Mutter besuchte. Er blieb ein Jahr. Nachdem im Juli 1904 seine Frau Hiro mit fünfzig Jahren an Krebs gestorben war, ging er eine zweite Ehe mit Alma (geb. 1841), einer entfernten deutschen Cousine, ein. Ihr Verhältnis zu den Stiefkindern war eher schwierig, aber den jüngsten Sohn Willie (geb. 1891) schloß sie ins Herz. Sie veranlaßte, daß Willie eine Schule in Deutschland besuchte – vielleicht der Grund, warum Willie sich mit dem Land seiner Väter besonders verbunden fühlen sollte. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs meldete er sich als einziger Helm freiwillig zur Verteidigung Tsingtaus, woraufhin er über fünf Jahre in japanischer Gefangenschaft verbrachte.



*Familie Helm um 1895: v.l. Elsie, Marie, Jim, Julius, Willie, Julie, Karl, Louisa, Hiro
Ebd., S. 78*

Die zweite Generation (Julie und seine Brüder)

Julie Helm (1887-1956) war in New York und Deutschland in Buchhaltung und wohl allgemein in Betriebswirtschaft ausgebildet worden und arbeitete ab 1912 bei "Helm Brothers", anfangs unter seinem ältesten Bruder Karl (1879-1933) als Sekretär und Kassenwart. Im Ersten Weltkrieg schloß Japan die deutschen Firmen, nicht aber die in Hongkong registrierte "Helm Brothers". Die Firmenleitung bestand nun aus Karl, dem es gelungen war, die japanische Staatsangehörigkeit zu erlangen, und Julie, dem Amerikaner durch Geburt. Vater Julius und der Bruder Jim, beide Deutsche, mußten die Firma verlassen. Julius verbrachte die folgenden Kriegsjahre mit Alma und seinen jüngeren Töchtern in Deutschland. Karl verschleierte seine deutsche Herkunft, indem er sich Charles nannte und seine Kinder von der deutschen Schule nahm. Von nun an gehörten die Familienmitglieder drei verschiedenen mächtigen Nationen an – Japan, Deutschland und den USA –, von denen sich jeweils zwei mit der dritten zeitweise in kriegerischen Auseinandersetzungen befanden.

Nach dem Krieg siedelte der zweitälteste Sohn Jim (1883-1959), ein Bankkaufmann, nach Kobe um, wo er bis zum Zweiten Weltkrieg die Firmenfiliale leitete. Willie ließ sich sein Erbe auszahlen, um sein Glück in der Mandschurei zu suchen. Beide heirateten „weiße“ Frauen. Als Vater Julius 1922 starb, war Julie plötzlich wohlhabend und lebte auf. (Der Verfasser bemerkt an dieser Stelle, daß man seinem Großvater Julie, obwohl reich und ein perfektes Englisch sprechend, wegen seiner „Blutmischung“ den Zugang zum exklusiven Union Club an Yokohamas Bund verwehrte.)

Auf einer Geschäftsreise lernte Julie Ende 1922 in New York Betty Stucken (1899-1959) kennen, die, wie er ein „BIJ“ (Born In Japan), eine Tochter des 1920 verstorbenen Bremer Kaufmanns Edmund Stucken und seiner japanischen Frau Fuku Koshiro (1877-1901) war. Stucken hatte zuletzt „Tsingtao Beer“ in Japan vertreten. Betty war liebenswürdig, intelligent und künstlerisch begabt. 1925 wurden Julie und Betty ein Paar. Sie bekamen drei Söhne: Donald (Don), Raymond und Lawrence.

Das Große Erdbeben am 1. September 1923 in der Kantō-Region und der anschließende Feuersturm richteten in Yokohama und Tokyo unbeschreibli-

chen Schaden an, 140.000 Menschen verloren ihr Leben, zwei Drittel der Gebäude wurden vernichtet. Man evakuierte die meisten Ausländer auf dem Seeweg nach Kobe, auch einige Helms, die von Jim und Elisabeth aufgenommen wurden. Die Wohnhäuser der Helms in Yokohama waren zum Glück kaum beschädigt, aber die Firmeneinrichtungen und das Vermögen verloren. Mit Hilfe eines Guthabens auf einer New Yorker Bank fingen Charles und Julie wieder ganz von vorne an, in einer Baracke in Yokohama. Der Wiederaufbau der Stadt brachte ihre Geschäfte aber schnell in Schwung, Transportmittel wurden überall benötigt. Bei "Helm Brothers" stieg man bei der Gelegenheit von Pferdefuhrwagen auf moderne amerikanische Lastwagen um. Eine allgemeine Industriali-



"Helm Brothers" in den 1920er Jahren



Betty und Julie Helm mit Larry, Ray und Don (rechts) um 1935

Ebd., S. 142

Ebd., S. 165

sierung und Amerikanisierung des Unterhaltungsektors setzte ein. Der amerikanische Börsenkrach am Schwarzen Freitag, dem 29. Oktober 1929, machte dann vieles wieder zunichte, die darauffolgende Weltwirtschaftskrise halbierte den Handel im Hafen von Yokohama. Als Charles 1933 an einer Blutvergiftung starb, übernahm Julie die Firmenleitung allein.

Das nächste einschneidende Ereignis war der Militärputsch am 2. Februar 1936, bei dem der japanische Finanzminister ermordet wurde. Die Regierung ließ sich einschüchtern und wurde ab da vom Militär beherrscht. Japan und Deutschland schlossen den Antikominternpakt (15. Nov. 1936), im Sommer 1937 begann der Chinesisch-Japanische Krieg. Im Juli 1938 sagte Japan die Olympischen Spiele von 1940 ab, weil es das Geld für seine Angriffskriege brauchte. Die Beziehungen Japans zu den USA verschlechterten sich, gegen Japan wurde

ein Stahl- und Ölembargo verhängt, was aber die japanischen Expansionspläne auf dem Festland, im Pazifik und in Südostasien nicht aufhalten konnte. Den nächsten Weltkrieg nicht ahnend ließ Julie 1936 eine repräsentative Firmenzentrale von dem in Japan lebenden tschechischen Star-Architekten Jan Josef Svagr (1886-1969) entwerfen. 1938 wurde das fünfstöckige "Helm House" eingeweiht: Das Erdgeschoß beherbergte die Helm-Geschäftsräume, ein Speisezimmer, eine Bar und die japanische Zentrale der Banque de l'Indochine. Die vier Obergeschosse boten internationalen Gästen 31 komfortabel möblierte Apartments.

Zu der Zeit verfügte "Helm Brothers" über mehrere hundert Mitarbeiter und besaß an die hundert Barkassen, ein Dutzend Lastkähne, zwei große Flußkräne und Hafenspeditionen in den sechs größten japanischen Häfen.

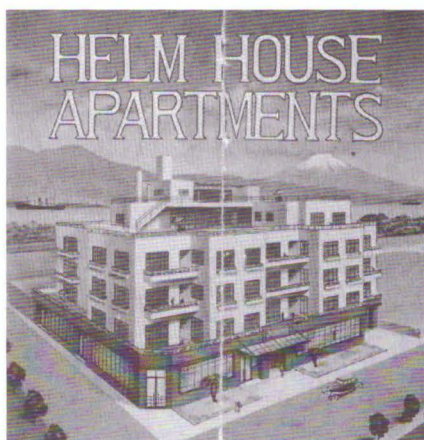
Mit dem ab Juli 1940 geltenden US-Embargo für Japan-Importe ging es wieder bergab. Julie machte sich Sorgen um seinen Bruder Willie, der offenbar die Ruhelosigkeit seines Vaters geerbt hatte. Er konnte nicht verstehen, warum Willie im Mai 1940, mitten im Krieg, mit seiner Familie nach Deutschland fuhr, um seine Kinder dort einzuschulen. In Berlin versuchte er Geschäfte anzuknüpfen, um feststellen zu müssen: „Das Nazi-Regime behandelt Eurasier wie die Juden.“ Er kehrte allein und unverrichteter Dinge nach Japan zurück. Zur selben Zeit war Jim Helm mit seiner Familie vorsichtshalber nach Kalifornien umgesiedelt.

Nach Abschluß des Dreimächtepakts zwischen Deutschland, Italien und Japan am 27. September 1940 begann in Japan die Verfolgung alles Westlichen (Tanzhallen wurden geschlossen, die englische Sprache geächtet). Die Amerikaner wurden aufgefordert, das Land zu verlassen. Geheim- und Militärpolizei schnüffelten nach Spionen, die bei Ausländern angestellten Japaner wurden ausgefragt. Im Sommer 1941 brachte Julie seine Familie nach Kalifornien in Sicherheit, seine geplante Rückkehr wurde durch den Angriff auf „Pearl Harbor“ im Dezember zunichte gemacht.

Die in Japan gebliebenen feindlichen Ausländer wurden eingesperrt, wobei sie bei weitem nicht so gut behandelt wurden wie die im Ersten Weltkrieg internierten Tsingtaukämpfer. Es wurde auch gefolt.

Der „deutsche“ Willie und der „japanische“ Walter (Sohn von Charles Helm) übernahmen nun die Regie über "Helm Brothers". Es gelang ihnen, einen Teil des Firmenvermögens in eine neue deutsche Firma namens „Gebrüder Helm“ zu überführen, es dadurch vor dem japanischen Zugriff zu retten und damit bis Kriegsende zu operieren. "Helm House" vermieteten sie an die deutsche Marine. Nach dem Krieg wurde das Gebäude von der US Army beschlagnahmt, General Douglas MacArthur residierte im Hotel New Grand.

Die letzten noch auf dem Bluff lebenden Ausländer wurden Anfang 1944 evakuiert, die meisten nach Gora in den Hakone Bergen oder nach Karuizawa. Es begann für viele eine Zeit des Hungerns und Frierens. Ab Sommer 1944 flogen die US Army Air Forces, nachdem sie die Bevölkerung durch abgeworfene Flugblätter gewarnt hatten, Luftangriffe mit den eigens dafür entwickelten B-29 Langstreckenbomben auf ganz Japan. Dabei kamen auch Napalm-Bomben zum Einsatz. Die Zerstörungen waren verheerend: Tokyo, Yokohama und 65 andere Städte brannten bis auf den Grund nieder, 200.000-500.000 Zivilisten starben. B-29-Bomber wurden auch für die Atombombenabwürfe im August 1945 auf Hiroshima und Nagasaki eingesetzt.



Ebd., S. 169

Die dritte Generation (Don)

Der japanische Überraschungsangriff auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 hatte in den USA eine antijapanische Hysterie ausgelöst, besonders an der Westküste. Um nicht aufzufallen, räumten Julie und Betty Helm alle japanischen Gegenstände in ihrer Wohnung weg. Wenn er für einen Südamerikaner gehalten wurde, widersprach Julie nicht. Er ignorierte die Aufforderung an alle „Blutjapaner“, sich zu melden, und nahm einen Anwalt. Einen Monat später wurden 120.000 Japaner, darunter auch die mit amerikanischer Staatsbürgerschaft, aus Angst vor Sabotage, interniert. Die Eltern Helm und ihre Kinder, denen Julie eingebläut hatte, daß sie Amerikaner seien, kamen mit einer Warnung davon: Sie durften eine Zehn-Meilen-Zone um ihre Wohnung in Piedmont nicht verlassen.

Nach Abschluß der High-School schrieb sich Don Helm, der älteste Sohn, an der Universität ein. Mit 18 meldete er sich freiwillig bei der US Army (1944). Wegen seiner japanischen Sprachkenntnisse schickte man ihn an die Army Language School an der Michigan Universität, wobei galt: Wer schlechte Noten schreibt, kommt an die Front.

Im Sommer 1946 kam Don als Offizier mit der Army nach Yokohama zurück und sah die zerstörerische Gewalt der Napalmbomben: „Es stand kein einziges Vorkriegshaus, nichts außer diesen aus Trümmern zusammengesetzten Hütten.“ „Helm House“ und die Sommerhäuser waren nahezu unversehrt, aber sein Elternhaus stand nicht mehr. Er freute sich, seine „deutschen“ Tanten Louisa und Elsie und seinen Onkel Willie wohlbehalten anzutreffen.

Die Aufgabe von Dons Einheit bestand darin, die aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft entlassenen japanischen Soldaten zu verhören, um sowjetische Agenten zu enttarnen. Sowjetische Truppen hatten nämlich am 8. August 1945, zwei Tage nach dem ersten Atombombenabwurf, Japan den Krieg erklärt und waren in das japanisch besetzte „Manchuria“ im Norden Chinas und in den Norden Koreas einmarschiert und hatten 600.000 japanische Soldaten verschleppt. Dons US-Einheit war auf Hario, einer der kleinen Inseln vor Kyushu in Süd-japan stationiert, wo die repatriierten Soldaten an Land gebracht wurden. Don war zwei Jahre in einer Wellblechhütte untergebracht. Die Arbeit gefiel ihm, er genoß die Ausflüge in die Umgebung und begegnete in der Japanerin Miki einer großen Liebe. Sich an sie zu binden, verwarf er aber, seine Kinder sollten nicht unter derselben Diskriminierung zu leiden haben wie er. Don nahm sich vor, zu Ende zu studieren, um dann im Auslandsdienst rund um die Welt reisen zu können.

Nach zwei Jahren Studium in Paris schrieb er sich Ende 1950 in den Studiengang „Japanische Staatswissenschaften“ von Professor Robert Scalapino an der University of California, Berkeley, ein. In einer Gruppe von BIJs lernte er die Deutsche Barbara Schinzinger (geb. 1924) kennen.² Zwei Monate später waren sie verlobt. Ihr Vater war Robert Schinzinger (1898-1988), Doktor der Philosophie, der 1923, in der schwierigen Nachkriegszeit, auf Rat seines Onkels Albert (der vor dem Krieg die Firma Krupp in Japan vertreten hatte) mit seiner Frau Annelies nach Japan ausgewandert war, um Deutsch zu unterrichten. Seine Berufung sah er allerdings eher darin, japanische Philosophie den deutschen Lesern und deutsche Philosophie den japanischen Studenten nahezubringen.³

² Barbara Helm-Schinzinger ist heute StuDeO-Mitglied.

³ Robert Schinzinger machte sich einen Namen durch mehrere Fachveröffentlichungen, sein „Wörterbuch der deutschen und japanischen Sprache“ behauptete sich lange als Standardwerk. Bei der großen Flutkatastrophe,

Sobald die Besatzungsmacht es erlaubte, kehrten Julie und Betty Helm nach Yokohama zurück. Ende 1949 übernahm Julie wieder die Leitung von „Helm Brothers“. Don und Barbara heirateten im Februar 1951 in Kalifornien. Beide setzten ihr Studium fort, Barbara Bibliothekswissenschaften und Don Politische Wissenschaften, die er 1953 mit dem Mastergrad abschloß. Als Don gerade die Prüfung für den Auslandsdienst bestanden und sich beworben hatte, bat ihn sein Vater, nach Yokohama zurückzukehren, um bei „Helm Brothers“ einzusteigen. Don gehorchte – eine Entscheidung, die sich später auf ihn und seine Ehe nachteilig auswirken sollte.

Julie bot der jungen Familie auf dem Bluff ein eigenes Haus. Das Paar bekam zwischen 1953 und 1962 zwei Söhne (Chris und Leslie) und zwei Töchter (Julie und Andrea). Die Kollegen arbeiteten Don ein, er lernte schnell. Doch als sein Vater sich im Februar 1954 überraschend zurückzog, um seinen Lebensabend in Kalifornien zu verbringen, war Don empört und entsetzt – nur neunzig Tage waren ihm gegeben, um sich mit dieser neuen Tätigkeit vertraut zu machen. „Helm Brothers“ war zwar jetzt deutlich kleiner als vor dem Krieg, hatte aber immerhin Dutzende von Mitarbeitern und mehrere Geschäftszweige. Einen Teil des Maschinenparks hatte Japan als Reparation an die Sowjetunion abgeliefert. Don beschloß, statt in Schiffscargo nun in Grundbesitz und in Immobilien zu investieren. Er baute Apartments und Wohnhäuser auf Ruinengrundstücken und zahlte cash, weil Kredite, besonders an Ausländer, nicht zu bekommen waren.



Barbara und Don Helm 1951
Ebd., S. 258

Die Aufgabe machte ihm Freude und brachte auch Genugtuung, doch war es nicht das kulturelle und intellektuelle Leben, das er sich vorgestellt hatte. Onkel Jim und Cousin Walter beschwerten sich bald, daß er zu hohe Risiken einging. Als Don in San Francisco weilte, um seinem todkranken Vater beizustehen (Julie Helm starb am 29. März 1956), erhielt er aus Yokohama einen Brief, in dem ihm zwei Cousins mitteilten, daß sie Jim Helm (damals 70 Jahre alt) die Firmenleitung übertragen hätten. Ge-

die am 5. Juli 1938 über Kobe hereinbrach (vgl. StuDeO-INFO Dezember 2013, S. 19), wurde das mit deutschen Erbstücken geschmückte Haus der Schinzingers hinweggeschwemmt. Zu allem Unglück brannte ihr neues Haus in Tokyo im März 1945 im Bombenhagel ab, während sie in Karuizawa evakuiert waren. Annelies Schinzinger starb im Winter 1946 an Meningitis, Robert heiratete 1955 eine junge Japanerin.

schockt beschloß Don zu kämpfen, gab dann aber nach und arbeitete für das halbe Gehalt weiter. Nach sieben Monaten stieg er doch resigniert aus und nahm diverse Jobs an, bis er sich als Immobilienmakler selbständig machte. Er nannte seine Firma "Don Helm Realtors". In dieser unsicheren Zeit trat der amerikanische Geheimdienst CIA mit dem lukrativen Angebot an ihn heran, als „Major des Kalten Krieges“ für ihn zu arbeiten. Don nahm an und mußte zunächst in die USA, um Russisch zu lernen. Er genoß die „Ehepause“ und hatte mehrere Affären, während Barbara, die mit den Kindern in Yokohama zurückblieb, sich mit ihrer Unabhängigkeit anfreundete.

„Don Helm Realtors“ lief sehr gut, aber wieder beschwerten sich die Verwandten, diesmal darüber, daß Don mit "Helm Brothers" konkurriere, sie nannten es Verrat. Nach dem Tod von Jim 1959 wechselten die Direktoren mehrmals. Als Don 1967

gebeten wurde zurückzukommen, sagte er zu, verkaufte seine Immobilienfirma an "Helm Brothers", übernahm wieder die Leitung und führte das Familienunternehmen erfolgreich bis zum Verkauf nach Hongkong am 2. Mai 1973.

Die vierte (Leslie) und fünfte Generation

Barbara bemühte sich in Yokohama, ihre vier Kinder zu guten Amerikanern zu erziehen. Der Unterricht im amerikanischen Kulturzentrum prägte sie zwar, aber auch, wie Leslie schreibt, die japanischen Fernsehsendungen. Die Kinder besuchten die Internationale Schule auf dem Bluff. Einmal in der Woche erhielten sie Japanischunterricht. Leslie lernte Judo, Bogenschießen und Karate. Seine schönsten Erinnerungen gelten aber dem Yokohama Country & Athletic Club für Ausländer. Der Klub wurde ihm zur Zuflucht, als die Eltern sich immer mehr stritten. Don hatte zu trinken angefangen, womöglich aus Frust über den Verlauf seines bisherigen Lebens, beschimpfte seine Frau und schlug sie auch. Den Verkauf von "Helm Brothers" nahm Don schließlich zum Anlaß, mit 47 Jahren ein neues Leben zu beginnen. Er ließ sich scheiden und heiratete die zehn Jahre jüngere Toshiko.

Als Leslie (geb. 1955) zum ersten Mal die Auseinandersetzungen seiner Eltern miterlebte, war er neun bis zehn Jahre alt. Ab da traute er seinem Vater nicht mehr, ihr Verhältnis blieb lange Zeit gestört. Nach dem Schulabschluß verließ Leslie 1973 Japan, um an der Columbia University School of Journalism und an der University of California, Berkeley, Asienwissenschaften zu studieren. Er ar-

beitete acht Jahre als Auslandskorrespondent für "Business Work" und "The Los Angeles" in Tokyo und berichtete aus Südkorea und Indien. 1993 adoptierten Leslie und seine Frau Marie zwei japanische Kinder (Mariko und Eric) und verbrachten mit ihnen alle paar Jahre mehrere Monate in Japan, um den beiden ihr Herkunftsland und die Sprache eindrücklich nahezubringen. Mit der vierten Gene-

ration starb laut Leslie die männliche Blutlinie der Helms aus, da auch sein Bruder Chris, so wie er, keine eigenen Kinder hat und zwei japanische Kinder adoptierte.

Für seine Familiengeschichte führte Leslie Helm hunderte Interviews mit Verwandten, Freunden, Wissenschaftlern und Fremden und recher-

chierte in zahlreichen Archiven in Japan und den USA (den Stammbaum der Familie Helm in Deutschland erforschte er leider nicht). Besondere Schwierigkeiten bereitete die Suche nach den Familien seiner beiden japanischen Urgroßmütter, von denen seine Vorfahren ihm außer den Namen – Hiro Komiya und Fuko Koshiro – kaum etwas überliefert hatten, weder über ihre Herkunft noch über ihr Wesen. Zu Fuko, von der es nicht einmal ein Foto gibt, fand er keine eindeutigen Informationen, aber zu Hiro letzten Endes doch verlässliche Daten dank des japanischen Zeitungsartikels: „Urgroßmutter Komiya Hiro. Kennen Sie sie?“

Nicht halb, sondern doppelt

Wie ein roter Faden zieht sich die Diskriminierung als Mitglied einer „blutgemischten“ Familie durch das Buch. Es werden rassistische Begriffe wie "half-caste" (Halbblut) zitiert. Als Willie im Lager Kurume war, nannte ihn ein japanischer Zeitungsreporter den "mixed-blood Helm",⁴ und Jim vergaß nie, was zwei Freunde über ihn sagten: „Jim ist ein feiner Kerl.“ „Ja“, sagte der andere, „er kennt seinen Platz.“ Bei seinen Recherchen stieß Leslie auf eine amerikanische TV-Dokumentation, die meinte, man solle nicht von „halb Amerikaner und halb Japaner“ sprechen, sondern von „Doppeltem“ – in dem Sinne, daß die Abstammung aus zwei Nationen den Wert eines Menschen in keiner Weise mindere, sondern im Gegenteil steigere.

⁴ Das im Artikel verwendete japanische Wort „ainoko“ bedeutet Mischblut, aber auch Bastard.



Leslie Helm mit einem entfernten Cousin am Grab ihres Urgroßvaters Edmund Stucken auf dem Internationalen Friedhof Kobe, 1995
Ebd., S. 296

Wera Schoenfeld geborene Siemssen Ein Portrait anlässlich ihres 95. Geburtstages am 22. Juli 2016

Hilke Veth

Da hinten sitzt sie schon: Wera, Wera Schoenfeld. Ihr wunderbar voller, weißer Haarschopf und ihr kornblumenblaues Jackett fallen im gedämpften Licht des Augustinum-Cafés sofort auf.

Mit offenen braunen Augen im dezent geschminkten Gesicht schaut sie mir neugierig und ein bißchen verschmitzt entgegen. Offensichtlich hat sie sich für dieses Treffen herausgeputzt und sich mit wunderschönen Halsketten geschmückt. Habe ich sie in den Jahr-



Wera Schoenfeld, April 2016

zehnten, in denen ich ihr regelmäßig bei einem Treffen von Chinadeutschen begegnet bin, jemals anders gesehen? Nein. Auch mit ihren fast 95 Jahren ist sie immer noch eine Dame, die auf ihre Erscheinung Wert legt. Es ist keine Pose oder der verzweifelte Versuch, etwas zu kaschieren, eine Unsicherheit, einen Mangel, sondern scheint zu ihrem Wesen zu gehören, hat etwas Selbstverständliches. Möglicherweise, fällt mir ein, wurde ihr das in die Wiege gelegt.

„Mein Gedächtnis ist nicht mehr so gut wie früher“, bemerkt sie trocken, während sie Tüten mit Fotos aus ihrer Tasche herausnimmt, um sie vor mich zu legen. Doch noch bevor wir Tee und Kuchen bestellen, hat sie schon angefangen zu erzählen und erzählt so lebendig und fröhlich wie vor zehn Jahren, als ich sie bei Tee in ihrem Apartment hier im Augustinum zum ersten Mal interviewte. Ihre Geschichte ist zugleich die ihrer Familie, eine der großen Kaufmannsfamilien des vorletzten und letzten Jahrhunderts.

Weras Urgroßonkel Georg Theodor Siemssen wurde nach Gründung seiner Firma Siemssen & Co 1846 in Hamburg als einer der ersten deutschen Geschäftsleute in Canton, später in Hongkong und in Shanghai geschäftlich aktiv. Ihr Großvater Gustav Theodor Siemssen, der Neffe des Firmengründers, trat 1882 als Angestellter in die Niederlassung in Foochow ein, machte sich nach deren Auflösung 1885 als Teehändler selbständig und gründete 1895 gemeinsam mit seinem Freund

Werner Krohn „Siemssen & Krohn“.¹ Die Firma exportierte Tee, Federn, Schweinedärme. Fred Siemssen, Weras Vater, 1888 geboren, war das dritte von insgesamt vierzehn Kindern und der älteste Sohn. Legendar ist, daß seine Mutter, eine Halbchinesin, in der deutschen Gemeinde erst anerkannt wurde, als Prinz Heinrich sie zum Gastmahl bat. Man residierte – wie es einem erfolgreichen Taipan entsprach – in einem riesigen Haus, in dessen Festsaal fünfzig Leute beköstigt werden konnten. Von allen wurde es „das Schloß“ genannt. Fred Siemssen ging in Deutschland zur Schule, auch die Militärdienstzeit verbrachte er dort, war kurz in London in einer Teemakler-Firma angestellt, um 1910 im Geschäft des Vaters in Foochow tätig zu werden. Er wurde ein passionierter Reiter, lernte seine Zukünftige, Lilly, eine Halbnorwegerin, bei einem Pferderennen kennen und heiratete sie 1912. Schon kurz nach der Geburt seines ersten Sohnes Alec brach der Erste Weltkrieg aus, Fred wurde als Reservist eingezogen, nahm an der Verteidigung Tsingtaus gegen die Japaner teil und kam in Japan in Gefangenschaft. „Hier ist ein Foto von meinem Vater in der Kriegsgefangenschaft.“

Mit Ausnahme seiner Frau und seines Sohnes waren die meisten Familienmitglieder inzwischen in Deutschland bzw. wurden nach Kriegsende nach Deutschland repatriert, die gesamten Besitztümer waren zuerst durch die Engländer, dann durch die Chinesen beschlagnahmt. Sein Vater, der 1915 in Berlin starb, mußte das „vorläufige“ Ende seines Lebenswerks nicht mehr miterleben. Schon 1921 wurde Bruder Theodor, mit dem zusammen Fred jetzt die Firma leitete, in Foochow der gesamte Besitz zurückerstattet. „Die Rückgabe erfolgte peinlich genau“, schreibt Fred Siemssen in seinen Memoiren. „Die Chinesen hatten ein Protokoll sämtlicher Gegenstände angefertigt, nur eine wertlose Standuhr fehlte. Das war dem Beamten sehr peinlich, ihm [Theodor] wurde erklärt, daß die chinesische Regierung den Wert ersetzen würde, wovon er natürlich Abstand nahm.“ Diese Erzählung zitiert auch Wera und fährt fort: „Ich bin Jahrgang 1921, als einzige in Hamburg, in Bergedorf ge-

¹ Das StuDeO-Archiv besitzt zahlreiche Unterlagen zu den Handelshäusern Siemssen & Co. und Siemssen & Krohn. Vgl. auch die Artikelserie in den drei 2008-Ausgaben des StuDeO-INFOs.

boren. Ist es nicht ein Witz? Und jetzt lebe ich gleich um die Ecke, in Aumühle.“

Fred Siemssen war zusammen mit Frau und Sohn 1920 nach Deutschland zurückgekehrt. Er bemühte sich, die Geschäfte von hier aus zu beleben, reiste 1923 mit Frau und Kindern wieder nach Foochow und organisierte nur ein Jahr später die Übersiedlung der Familie nach Shanghai, auch, um die Geschäfte zu erweitern. So kam es, daß Wera dort aufwuchs, mit einer Amah aus Foochow, die sich anfangs in Pidgin-Englisch verständigen mußte, weil sie nicht den Shanghai-Dialekt sprach. „Ich habe nie Chinesisch gelernt“, meint sie. „Die meisten, die in Shanghai aufgewachsen sind, haben nicht Chinesisch gelernt.“

Nach einer Europareise mit einem Oslo-Aufenthalt bei der mütterlichen Familie wurde Wera 1927 in die KWS-Schule in der Weihaiwei Road eingeschult. 1929 zog sie mit in das neue Gebäude in der Great Western Road um. Bis 1937 war sie dort, war Mitglied bei den Pfadfinderinnen, später im BDM, wurde nach der mittleren Reife nach England auf ein berühmtes Ladies' College geschickt, um das englische Abitur zu machen. „Eigentlich sollte ich bis Sommer 1939 bleiben. Aber mein Vater, der als Anti-Nazi bekannt war, reiste 1938 an und meinte: Hitler will Krieg. Wir fahren alle zurück.“ Auch die beiden Brüder Alec und Helmut waren damals in Deutschland. Um nicht bei Ausbruch des Krieges in feindlichen Gebieten zu sein, ging es mit der „Europa“, einem der bekanntesten Passagierdampfer, nach New York, von da durch Kanada nach Vancouver und mit der „Empress of Asia“ nach Shanghai. Ankunft im Mai 1939.

Wie genau die alte Dame einiges erinnert! Wenn ihr etwas entfällt, gibt sie es offen zu und erzählt munter weiter.

„Eigentlich wollte ich in Heidelberg auf

die Fremdsprachenuniversität. Aber ich habe dann in Shanghai das Leben genossen. Der Gartenklub war ein Treffpunkt für uns junge Leute. Ich habe Tennis gespielt, bin viel geritten. Meine Eltern hatten zeitweilig zehn Pferde, das waren Ponys, 1.30 m hoch, später hatte man „crossbreds“, Pferde mit Ponys gekreuzt. Die Reitschulen wurden von Russen geleitet. Hier. Schau mal.“ Wera zieht aus dem Packen Fotos eins heraus, auf dem über dreißig Ponys mit Reitern hintereinander in einer Reihe aufgestellt sind. „Und hier: Fuchsjagd im Deut-

schen Reiterverein 1943, das Jahr zuvor habe ich gewonnen und war der Fuchs, der mußte mit zwei Chinesen Säcke von Schnitzeln verstreuen, denen die anderen Reiter folgen mußten.“ Beim Reiten lernte sie auch ihren späteren Mann, Klaus Schoenfeld, kennen, der bei IG Farben in Kobe gearbeitet hatte und mit seiner Frau und zwei Kindern 1942 oder 1943 nach Shanghai kam.

„Natürlich hat man auf den Partys viel über den Krieg geredet“, antwortet sie auf eine Frage. „Aber viele waren nicht besonders parteitreu, auch Parteimitglieder nicht. Einige wollten uns verbieten, bei Juden einzukaufen, einige haben es trotzdem getan.“

Weras Brüder gingen als Freiwillige nach Japan. Alec, der ältere, fuhr 1942 auf einem Blockadebrecher nach Deutschland, nahm am Afrikafeldzug teil, wurde von den Engländern gefangengenommen, machte dann mehrere vergebliche Fluchtversuche aus dem Gefangenenlager in Ägypten. Weil die Österreicher nach dem Krieg vor den Deutschen entlassen wurden, mischte er sich unter die Österreicher und kam dadurch schneller nach Deutschland. Helmut blieb in Japan.

„Zu Hause war ich jetzt das einzige Kind. Mein Vater war sehr an Politik interessiert. Wir lasen die North China Daily News, die größte englische Zeitung. Wir hörten viel Radio. Post gab es nicht, aber Nachrichten über den deutschen Sender. Man durfte natürlich nicht mitteilen, daß jemand gefallen war. Als mein späterer Mann aber eines Tages hörte, ‚Walter ist bei Vater‘, wußte er, daß sein Bruder



Wera Siemssen links und rechts 5.v.l. zwischen Barbara Semmelhack (Bieling) und Klaus Schoenfeld; 8.v.l. Lilly Siemssen, ganz rechts Irmgard und Günther Veth (Eltern der Verfasserin). Shanghai 1944
StuDeO-Archiv *2675

umgekommen war, denn sein Vater war schon lange tot. Man durfte natürlich auch keine englischen oder andere Feindsender hören, aber das tat jeder. Jeder war für Deutschland, aber wir waren uns auch bewußt, daß Deutschland den Krieg angefangen hatte.“

Kriegsende. Einmarsch der Amerikaner. Fred Siemssen stand auf der Liste derjenigen, die nach Deutschland repatriert werden sollten, nicht weil er – wie die meisten der Repatrierten – Partei- oder Behördenmitglied war, sondern weil er der

Wirtschaftsspionage verdächtigt wurde. „Economic spy, hieß es“, laut Wera ein Vorwurf, der jedem Deutschen gemacht wurde, der nicht Nazi war und den die Amerikaner trotzdem aus Konkurrenzgründen abschieben wollten. Kurzfristig wurde er wegen Fürsprache durch die Chinesen als Gegner der Nationalsozialisten verschont. Als ihm aber 1947 zu Ohren kam, daß er trotzdem auf die Liste sollte, organisierte er ein „exit permit“ und ein Visum für Italien durch den italienischen Botschafter Marchese Tagliani, mit dessen Frau seine Familie befreundet war. „So sind wir rausgekommen. Mein Vater war erst erleichtert, als wir auf dem Meer waren. Er sagte, wenn die Amerikaner erfahren, daß ich hier bin, holen sie uns raus. Wir sind mit der „Marine Lynx“ gefahren [Ende Juli 1947], mit dem Truppentransporter, der auch die deutschen Juden zurückbrachte, auch Pastor Maass fuhr mit diesem Schiff nach Neapel.² Der ganze Besitz meines Vaters war weg. Wichtige Dokumente und Besitztümer hatte er einem schwedischen Freund gegeben.“

Fred Siemssen und seine Frau blieben bis 1950 in Rom. Wera heiratete im April 1949 den inzwischen von seiner ersten Frau geschiedenen Klaus Schoenfeld in der Schweiz und flog mit ihm zurück nach Shanghai. Zum ersten Mal. Der Flug dauerte fünf Tage, man flog damals nur tagsüber.

„Wir kamen am 3. Mai an. Wirklich komisch. Einmal bin ich kurz vor dem Krieg in Shanghai angekommen, das andere Mal kurz vor den Kommunisten. Sie marschierten am 23. Mai 1949 in die Stadt, die Guomindang-Truppen sind einfach geflohen. Wir sind noch eineinhalb Jahre dagewesen. Die Stadt kam mir damals sehr häßlich vor, das war mir früher nie aufgefallen. Trotzdem war Shanghai für mich mein Zuhause. Mein Mann arbeitete bei einer chinesischen Firma. Anfangs haben wir in einem Apartment House gewohnt, in der Ave. Joffre, dann boten uns Freunde meines Vaters, Engländer, ihr Haus mit den Dienstboten an. Da hatten wir eine Art Messe mit einem befreundeten Ehepaar, es war ein großes Grundstück, mit Tennisplatz und Schwimmbassin. Ich bin noch geritten, anfangs unter den Kommunisten auch noch draußen. Dann gingen sie an die Reichen und die Kapitalisten heran, man hörte, daß ständig Leute aus dem Fenster sprangen. Wir wollten ausreisen. Man mußte ein Ausreisepermitt beantragen. Ich weiß von einer Familie, die hat zwei Jahre gewartet, mit drei Kindern. Wir warteten vier Monate.“ Gleich nach ihrer Ankunft hatte Wera angefangen,

Besitztümer ihrer Eltern, die durch Unterstützung von Engländern in einem Godown gelagert waren, in Kisten zu packen und nach Prüfung durch die Chinesen mit der Firma Jepsen nach Deutschland zu schicken. So konnte ein Teil der Habe gerettet werden.

Nach kurzem Aufenthalt in Ludwigshafen ging es wieder ins Ausland, nach Bombay. Klaus Schoenfeld arbeitete nun für die BASF. In Bombay wurde Tochter Margit geboren. Zwei Jahre später zurück nach Ludwigshafen. Dort kam Sohn Dieter zur Welt, dort lebte die Familie bis zum Tod des Ehemanns 1968. Er wurde nur 59 Jahre alt.

„Wir hatten gesagt, wenn wir bauen, bauen wir in Aumühle, das Haus sollte unser Alterssitz werden. In Aumühle wohnten schon meine Eltern. Das Haus war gerade fertig und vermietet, als mein Mann starb. Ich zog zwei Jahre später mit den Kindern dorthin.“

Wera Schoenfeld erzählt engagiert und zugleich distanziert. Manchmal kommt es mir vor, als rede sie über eine Fremde. Anders ist es, als sie anfängt, von den Kindern zu berichten, von der Tochter, die ins Landschulheim geschickt wurde, weil das so Sitte war, vom Sohn, der in Ludwigshafen aufwuchs und zur Schule ging und ihr manch schlaflose Nacht bereitete. Plötzlich spüre ich, daß auch sie, die Tochter des Taipans, einiges durchgemacht hat in ihrem Leben, in Konflikte verstrickt war, Krisen zu bewältigen hatte, Einsamkeit erlebte. Das spricht sie nicht aus, das wäre nicht ihre Art. Nach Shanghai, ihre Heimatstadt, ist sie noch mehrmals nach der Öffnung zurückgekehrt, sie hat den Wandel zur Megacity verfolgt. Sachlich redet sie über die Veränderungen. So sachlich, wie sie auch berichtet, daß sie seit einem oder zwei Jahren nicht mehr Auto fährt. „Was“, meine ich, „du bist noch mit 93 Jahren Auto gefahren?“ „Selbstverständlich“, antwortet sie, „und nie langsam. Mich hat keiner jemals angehupt. Meine Kinder haben mir auch nicht gesagt, du sollst aufhören. Ich habe es selber entschieden. Nach einem Bridgeabend, als mir plötzlich die Karten aus der Hand fielen. Da hab ich mich nach Hause fahren lassen und das Auto verschenkt.“

Ich bewundere, wie Wera über die Unbill des Alters redet. Sie klagt nicht, sie stellt fest. Sie erzählt, daß sie weiterhin alle Kulturangebote im Augustinum wahrnimmt, daß sie gerne Verwandte und Freunde empfängt. „Auch wenn ich öfter Termine vergesse. Ruf mich am besten kurz vorher an, wenn du wieder kommst.“

Das werde ich – bestimmt. Und gratuliere ihr mit ihren alten Bekannten und Freunden von StuDeO, wo sie seit zwanzig Jahren Mitglied ist, zu ihrem Geburtstag.

² Vgl. Fritz Maass: Von Jerusalem nach Shanghai (1987), S. 168f; Sonja Mühlberger: Geboren in Shanghai als Kind von Emigranten (2. Auflage 2016), S. 48-50.



Hamburgs Söhne – die guten Deutschen in Nanking. John Rabe und seine Freunde Eindrücke von der Ausstellung im BallinStadt Auswanderermuseum

Es gibt Deutsche, die in China bekannter sind als in ihrem Heimatland. Dazu gehören John Rabe (1882-1950), Christian Kröger (1903-1993) und Karl Günther (1903-1987), die 1937, als die Japaner Nanking/Nanjing eroberten und ein Blutbad unter der chinesischen Bevölkerung anrichteten, nicht wie die meisten Ausländer die Stadt verließen. Sie blieben in Nanking und Umgebung, richteten Schutzzonen ein, nutzten ihren Einfluß als Angehörige einer mit Japan verbündeten Nation und retteten so hunderttausenden Chinesen das Leben. In China werden sie deshalb verehrt, in Deutschland wußte man kaum etwas von ihnen. Erst 2009 wurde zumindest John Rabe durch den gleichnamigen Film etwas bekannter. Doch wer sind Kröger und Günther? Dem Stadtarchiv in Nanjing ist es nun mit viel Enthusiasmus gelungen, in Zusammenarbeit mit dem Auswanderermuseum BallinStadt in Hamburg eine Ausstellung über diese drei aus Hamburg stammenden Männer zu organisieren. Am 14. März 2016 wurde die Sonderausstellung „Hamburgs Söhne – die guten Deutschen in Nanking“ eröffnet.¹ Hier einige Eindrücke von der Veranstaltung und der Ausstellung (Fotos: Achim Sperber und Renate Jährling).

Hilke Veth, Stellv. Vorstandsvorsitzende des StuDeO, erzählte in ihrer Ansprache von ihrem Treffen im Sommer letzten Jahres in Hamburg mit Herrn Yuchun Jiang, der die Idee für die Ausstellung hatte:



Yuchun Jiang

„Mit Verwunderung nahm ich sein Vorhaben zur

¹ Bei der Eröffnung sprachen Volker Reimers (Geschäftsführer der BallinStadt), Shu Jianmin (Direktor des Nanjinger Stadtarchivs), Lou Liaofan (Vize-Generalkonsul der VR China in Hamburg), Staatsrat Dr. Rolf Bösiinger (Behörde für Wirtschaft, Verkehr und Innovation), Corinna Nienstedt (Handelskammer Hamburg) und Hilke Veth (Stellv. Vorstandsvorsitzende des StuDeO).

Kennntnis, am besten noch in diesem Jahr, spätestens Anfang nächsten Jahres eine Ausstellung über die guten Deutschen von Nanking hier zeigen zu können. Das soll klappen? Muß man nicht alles viel langfristiger planen, fragte ich. Herr Jiang hatte sich schon Absagen eingeholt. Aber er schien wohlgenut. Aller Skepsis zum Trotz: Herr Jiang hat das Projekt mit Energie und mit der Unterstützung seiner chinesischen Kollegen und der deutschen verwirklicht. Darunter auch StuDeO – in dessen Archiv in Kreuth und München nicht wenige der Fotos und Materialien zu finden waren.“ Hilke Veth nahm die Gelegenheit wahr, um von StuDeO, seiner Geschichte und seinen Aktivitäten zu berichten. Sie nannte Pastor Wolfgang Müller als Initiator des Vereins sowie Renate Jährling und ^{***} als Leiterinnen des Archivs und der Fotothek und erwähnte, daß beide in China geboren wurden, ^{***} als Nichte von eben jenem Dr. Karl Günther, dem man in der Ausstellung als „gutem Deutschen“ begegnet.

„Warum, werden Sie fragen, engagieren sich diese und andere Leute in dem Verein? – Unsere ‚Alten‘ verbindet viel mit China, ihre Familien haben dort über zwei bis drei Generationen gelebt und gearbeitet. [...] Andere sind fasziniert von der Geschichte, die auch sie geprägt hat. Zum Beispiel [die hier anwesenden] Dr. Siems Siemssen, ein Mitglied der Chinafirma Siemssen, oder Freya Eckhardt geb. Selig, in Japan geboren, Familienmitglied der alten Ex- und Importfirma Winckler, beide im StuDeO-Vorstand. Wie sie treibt auch mich, die ich in Shanghai geboren wurde, aber nur ein Jahr dort gelebt habe, das historische Interesse. Gilt es doch mit der Geschichte Gegenwart zu verstehen und Zukunft mit zu gestalten. Anders als noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als sich die Europäer als Kolonialisten in Ostasien gebärdeten, begegnen wir Menschen hier und dort uns heute als gleiche. Wir versuchen, die Eigenarten der anderen zu verstehen, voneinander zu lernen, miteinander zu arbeiten. Zu solch einer Verständigung, glaube ich, trägt diese Ausstellung mit bei. Dafür möchte ich allen Beteiligten und vor allem

Ihnen, lieber Herr Jiang, dem Initiator, im Namen von StuDeO ganz herzlich danken. Ist es, frage ich mich, nicht ein Witz, daß uns ein Chinese hier in Hamburg an unsere guten Hamburger in China erinnert?“



*BallinStadt Auswanderermuseum, 14. März 2016
vorne Ingrid Delamotte-Günther und Hilke Veth*

Christine Maiwalds (Historikerin, StuDeO-Mitglied) Eindrücke von der Eröffnung: Die drei Protagonisten – John Rabe, Karl Günther und Christian Kröger – fand ich sehr sympathisch und relativ ausführlich dargestellt, die Texte gut geschrieben und umfangreich bebildert. Allerdings werden die Ereignisse von November 1937 bis Januar 1938 in Nanjing nur aus den jeweiligen biographischen Perspektiven geschildert, und ich bin nicht ganz sicher, ob sie sich dem nicht Informierten voll erschließen. Die meisten Besucher werden aber den Film mit Ulrich Tukur als John Rabe gesehen haben, also in etwa „eingeweiht“ sein. Ausstellungstechnisch haben wir es mit qualitativ hochwertigen, aufgestellten Buchseiten zu tun. Es gibt hier keine Originale, keine Objekte. Schöner wäre es, wenn (einige der) Fotos und Dokumente im Original zu sehen wären.

Die Atmosphäre bei der Eröffnung war ausgesprochen freundlich; die Grußworte und Reden haben viele verschiedene Aspekte ins Gedächtnis gerufen. Sofern sie sich zum Thema der Ausstellung äußerten, konzentrierten sich alle auf John Rabe – was ich etwas bedauert habe, denn die Zusammenhänge kenne ich ja schon, hätte also gern mehr über Dr. Günther und Herrn Kröger gehört. Als Angehörige wurde Ingrid Delamotte, die Tochter von Karl Günther, begrüßt.² Ich schätze, daß ungefähr 60 Personen an der Eröffnung teilgenommen haben. Die Häppchen sahen lecker aus, doch bin ich bei solchen Anlässen immer mit Sehen, Hören,

² Die Angehörigen von John Rabe und Christian Kröger waren leider verhindert zu kommen. An dieser Stelle denken wir mit Trauer an Godje Albers-Lott, einer Nichte Krögers, die noch im September 2015 an der Pekinger Veranstaltung teilnahm (siehe StuDeO-INFO Dez. 2015, S. 38-42), aber nach einer kurzen schweren Krankheit am 4. März 2016 mit 77 Jahren verstorben ist.

Reden voll ausgelastet und kriege gerade noch ein Wasser oder einen Kaffee geschluckt.

Martina Bölck (StuDeO-Mitglied): Insgesamt war ich bei der Eröffnung bewegter als ich gedacht hätte. Weil sich die chinesische Seite solche Mühe gegeben hat, diese Deutschen zu ehren. Das hatte etwas Rührendes für mich. In den Reden von deutscher Seite ging man an einigen Stellen auch auf Ambivalenzen und (scheinbare) Widersprüche ein: Ein Mitglied der NSDAP wird zum Lebensretter, eine riesige ausgebreitete Hakenkreuzflagge – für uns heute Symbol der Vernichtung – schützt die Flüchtlinge vor der Bombardierung durch die Japaner.³ Bei den chinesischen Rednern spielten solche Überlegungen keine Rolle, sie wollten einfach ihre Dankbarkeit und Verehrung zeigen.



Christine Maiwald, Freya Eckhardt, Siems Siemssen

Wir Archivarinnen (Renate Jährling und ich) haben uns die Ausstellung im nachhinein angesehen, in aller Seelenruhe gingen wir „Buchseite“ um „Buchseite“ durch, ohne von anderen Besuchern gestört zu werden. Es war kein Desinteresse, das Besucher fern hielt, sondern ein Schild am BallinStadt Auswanderermuseum:

³ Die Hakenkreuzflagge, deutsche Nationalflagge von 1935 bis 1945, wurde im Chinesisch-Japanischen Krieg an vielen Plätzen Chinas eingesetzt, um deutsches Eigentum (Wohn- oder Firmenhäuser, Autos) vor japanischer Bombardierung zu schützen.

„Aufgrund von umfangreichen Umbauten ist unser Museum derzeit geschlossen“!



Doch wir hatten Glück: Da sich für den Nachmittag eine chinesische Delegation angekündigt hatte, wurde die Ausstellung an diesem 11. April für uns noch einmal geöffnet. Zwei Damen, die zufällig zur richtigen Zeit vor der Tür standen, kamen mit uns hinein, sie setzten sich jeweils auf einen Stuhl und gingen die Tafeln minuziös durch (*Foto*).

Die Ausstellung wurde am 12. April ins Hansa-Gymnasium in Hamburg-Bergedorf verlegt, das Karl Günther einst besucht hatte. Für Dezember ist eine chinesische Version der Ausstellung in Nanjing geplant.

Yuchun Jiang hat als Motor in kürzester Zeit eine informative, optisch gut präsentierte und historisch wertvolle Ausstellung auf die Beine gestellt, die erfreulicherweise von insgesamt rund 12.000 Besuchern gesehen wurde, davon etwa 2.500 in der „Langen Nacht der Museen“ am 9./10. April, so die Leiterin von Marketing und Vertrieb des Museums, Frau Juliane Graham. Sie berichtete uns auch, daß mit dem „Umbau“ des Museums eine Themenerweiterung vorgesehen sei, und zwar auf die Auswanderung über Hamburg seit Columbus in die ganze Welt – nicht nur wie bisher ab dem 19. Jahrhundert nach Amerika. Das Museum soll zu Pfingsten wieder geöffnet sein (www.ballinstadt.de). Unbedingt sehenswert!

Buchempfehlungen

Wang Yi: Constantin von Hanneken in China 1879-1925. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag (2015), 367 S., ISBN 978-3-86110-567-1. - € 40,00 (StuDeO-Bibliothek 3420).

„Im Oktober 1879 betrat Constantin von Hanneken zum ersten Mal das Territorium Chinas. In der Hoffnung auf einen ‚einflußreichen‘ und ‚lukrativen‘ Posten verließ der ehemalige preußische Offizier die deutsche Heimat im Alter von 25 Jahren und begab sich in das ihm unbekanntes Reich der Mitte. [...] Hinterlassen hat er eine Lebensgeschichte, in der er verschiedene außergewöhnliche Rollen und Titel innegehabt hatte: vertrauter Militärberater des chinesischen Vizekönigs Li Hongzhang; Konstrukteur der Befestigungsanlagen in Lüshun [Port Arthur] und Weihaiwei; legendärer Kommandeur im ersten Chinesisch-Japanischen Krieg 1894-1895; General der chinesischen Marine; Reorganisator der chinesischen Armee; Mitbegründer der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft für Industrie und Bergbau; [...]“ usw., usw.

Diese Vorbemerkung der Autorin deutet schon das geschäftlich, aber auch politisch sehr bewegte Leben von C. von Hanneken in China an. Seine außergewöhnliche Tiefe gewinnt das Buch aber erst durch die Leistung von Wang Yi. Ihre intensiven Recherchen in Deutschland und China, in öffentlichen und privaten Archiven ermöglichen es ihr, das Wirken von C. von Hanneken mit all seinen Höhen und Tiefen derart detailliert und vor dem

politisch-militärischen Hintergrund des Landes darzustellen.

Es werden Schwierigkeiten aufgezeigt, die von Hanneken mit den chinesischen Behörden auszufechten hatte, die ihm aber auch Deutschland aufgrund der unterschiedlichen Denkweisen der beiden Länder bereitete, und die seine Pläne nicht selten durchkreuzten. Wang Yi gelingt es, die Hartnäckigkeit herauszuarbeiten, mit der von Hanneken seine ehrgeizigen Pläne, trotz oft widriger Umstände, zum Erfolg zu bringen vermochte. Es gelang ihm immer wieder, seine chinesischen Auftraggeber zufriedenzustellen. Seine an den Vater gerichteten Briefe bringen seine Vorgehensweisen wiederholt zum Ausdruck. Hanneken war in seiner Zeit eine einflußreiche, aber auch nicht unumstrittene Persönlichkeit.

Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis mit Überschriften wie: „Die Rolle der Westakteure in China“, „Der Einstieg in die Chinakarriere“, „Vom Bummel zum gesuchten Mann“, „Vom Schuldner zum Versorger“, „Die multinationale Gesellschaft in Tianjin“, etc., zeigt nicht nur den Rahmen auf, in dem sich das Leben von C. von Hanneken abspielte, sondern bringt dem Leser auch die Umstände, Schwierigkeiten und Möglichkeiten nahe, die Ausländer damals allgemein im chinesischen Geschäftsleben erfuhren. Viele von uns haben Vorfahren, die in der beschriebenen Zeit als Pioniere in China gewirkt haben.

So konnte ich z.B. meinen Großvater, Dr. Hans Günther, im Buch entdecken (S. 255f.). Im Zusammenhang mit der Untersuchung und Herstellung von Baumaterialien wurde er 1898 durch einen Dr. Delbrück an C. von Hanneken vermittelt. Die Vorarbeiten meines Großvaters führten zur Reaktivierung einer stillgelegten Zementfabrik in Tangshan, deren technische Leitung er übernahm (späterer Name: Chee Hsin Zement). In das Konzept von C. von Hanneken gehörte es, Geschäfte für und Importe aus Deutschland zu tätigen. Häufig holte er für seine Projekte Fachleute aus Deutschland. Es sind in diesem Zusammenhang zahlreiche Namen seiner Landsleute im Buch ausfindig zu machen – leider enthält es kein Register. Trotzdem ist es für die Nachfahren von Pionieren aus jener Zeit, aber auch für allgemein an China Interessierte ein sehr informatives und wirklich lesenswertes Buch!

Zur Autorin: Wang Yi studierte Germanistik an den Universitäten Nanjing, Peking und Freiburg. Sie wurde an der University of Sydney promoviert. Das Buch ist aus ihrer Promotion hervorgegangen.

Dirauf, Michael: Goldrausch in Korea. Die deutsche Goldmine in Korea von 1897 bis 1903. München: iudicium Verlag 2015, 232 S., ISBN 978-3-86205-442-0. – € 32,00 (StuDeO-Bibliothek 3478).

Im 19. Jahrhundert erzwangen westliche Staaten den Zugang zu mehren asiatischen Ländern. Nach den beiden Opiumkriegen (1840-1842, 1856-1860) wurde China durch ungleiche Verträge gezwungen, sich dem Handel mit dem Ausland zu öffnen. 1854 mußte sich Japan durch den Vertrag von Kanagawa verpflichten, zwei Häfen für den Außenhandel freizugeben. 1858 folgte der Amerikanisch-Japanische Freundschafts- und Handelsvertrag, der zu weiteren Zugeständnissen führte. Noch im gleichen Jahr war Japan gezwungen, ähnliche Verträge mit England, Frankreich, Rußland und den Niederlanden abzuschließen. Im Anschluß an diese Verträge kam es in der Meiji-Ära (1868-1912) zu umfangreichen innenpolitischen und wirtschaftlichen Veränderungen im Lande, die Japan derart modernisierten, daß das Land 1894/1895 den Krieg mit China um Korea gewann (außerdem 1904/1905 den Krieg mit Rußland).

Auch Korea konnte sich dem Druck nach Öffnung des Landes nicht widersetzen und mußte im Februar 1876 mit Japan den Vertrag von Ganghewado schließen. Durch diesen Vertrag verpflichtete sich Korea, drei Häfen (Pusan, Chemulpo, Wonsan) für den Handel zu öffnen. Im Februar 1882 folgte dann der Freundschafts- und Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika, im Juni ein

gleichlautender Vertrag mit Großbritannien. (Im später folgenden Vertrag von Shimonoseki am 17. April 1895 erkannte China die Unabhängigkeit Koreas an, welches bisher gegenüber China tributpflichtig gewesen war.)

Vor diesem Hintergrund bat der koreanische König Gojong 1882 den chinesischen Vizekönig Li Hongzhang um Hilfe. Er sollte jemanden empfehlen, der Korea bei seinen Beziehungen zu ausländischen Mächten unterstützen könnte. Li Hongzhang empfahl den Deutschen Paul Georg von Möllendorff für diese Aufgabe. Möllendorff war zu dieser Zeit beim chinesischen Seezoll beschäftigt, sprach Chinesisch und kannte Li gut. Nachdem sich Möllendorff in Seoul eingelebt und mit den Gegebenheiten vertraut gemacht hatte, empfahl er der deutschen Firma E. Meyer & Co. bei einem Treffen in Tianjin 1883, eine Filiale in Chemulpo zu eröffnen.

Das Hamburger Handelshaus E. Meyer & Co. unterhielt in China bereits Filialen in Tianjin (seit 1874), Shanghai und Hongkong (seit 1872). Die Filiale in Chemulpo wurde 1890 eröffnet. Als Leiter wurde Carl Andreas Wolter, der bereits seit 1884 in Korea weilte, ernannt. Seit den 1880er Jahren hatte man wiederholt von deutscher Seite Expeditionen nach Korea durchgeführt, um Rohstoffe zu finden. Die vielfältigen Berichte über die Expeditionen veranlaßten Wolter, die koreanische Regierung um eine Bergbaukonzession zu bitten. Nach jahrelangen Bemühungen wurde diese endlich im April 1897 für den Abbau von Gold, Silber, Kupfer, Kohle und alle anderen Mineralien und Edelsteinen erteilt. Im Herbst 1897 erfolgte die Gründung des Korea-Syndikats, an dem E. Meyer & Co. ein Hauptanteilseigner war. In Tangkogä begann man 1897 mit dem Abbau von Gold; aber bereits im Herbst 1903 mußte die Mine geschlossen werden, da sie nicht lukrativ war.

All dies wird sehr detailliert von Michael Dirauf beschrieben. Ausführlich wird aus dem Tagebuch und den Briefen von Bruno Knochenhauer zitiert, einem Geologen, den E. Meyer & Co. beauftragt hatte, in Korea nach Goldlagerstätten zu suchen und der bis zum 31. Mai 1899 Direktor der Mine war. Weitere wichtige Quellen sind das Tagebuch und die Briefe von Louis Bauer, dem Nachfolger von Knochenhauer als Direktor ab dem 1. Juni 1899. Insgesamt 81 Photos runden die Geschichte des deutschen Goldbergbaus in Korea ab.

Beeinträchtigt wird die interessante Darstellung durch das Layout. Über das gesamte Buch hinweg gibt es Einschübe zu Personen und Firmen, die den Lesefluß beeinträchtigen und eigentlich in Fußnoten gehören. Da der Autor auch Fußnoten anführt, ist dies umso unverständlicher. Auch der Wechsel von Schriften ist eher hinderlich als förderlich.

Neben dem normalen Schriftbild werden Kursiv- und Fettdruck und unterschiedliche Schriftgrößen benutzt, was für eine wissenschaftliche Arbeit eher ungewöhnlich ist.

Rainer Falkenberg

Kloubert, Rainer: Peking. Verlorene Stadt. Berlin: Elfenbein Verlag, 2016, 312 S., ISBN 978-3-941184-51-0. – € 49,00 (StuDeO-Bibliothek 3480).

„Was will der Schreiber mit seinen Aufzeichnungen? Er will eigentlich nur zeigen, wie Peking damals aussah, wie das Leben hier aussah. [...] Der Leser, wenn er einen hat, ist ihm vielleicht dankbar dafür. Denn inzwischen ist das alles verschwunden.“ So zitiert Rainer Kloubert im Vorwort den „Flaneur im alten Peking“, Ce Shaozhen, einen seiner wichtigsten Kronzeugen für das Panorama, das er in diesem Band, dem letzten seiner Chinatriologie, von Peking entwirft.¹

„Damals“, das sind die letzten Jahrzehnte der Kaiserzeit und die Anfänge der Republik bis in die 20er/ 30er Jahre des letzten Jahrhunderts. Und „das Leben hier“ ist sehr breit gefaßt. In lexikonartig angeordneten Kapiteln zu einzelnen Stichwörtern erfährt man etwas über den Aufbau der Stadt, über Straßen, den Verkehr, über Apotheken, Pfandhäuser, Ladengeschäfte, Bordelle, Badehäuser und Opiumhöhlen. Dazwischen tummeln sich die Menschen, Mandschus und Chinesen, Straßenhändler mit ihren verschiedenartigen Rufen, Wahrsager, Kabarettisten und Diebe (die, so erfährt man hier, in Bruderschaften organisiert waren und eine lange, oft Jahre dauernde Lehrzeit durchlaufen mußten). Es geht um Jahreszeiten und Feste, um Mode und Film, um Bier, Tee und Zigaretten.

Ein zentrales Thema – wie könnte es in China anders sein – ist das Essen. Welche Küchen waren in Peking vertreten? Welche Arten von Restaurants gab es? Wo bekam man welche Delikatessen? Offensichtlich gab es in der Stadt schon damals eine Institution, die man heute im Westen als Catering bezeichnen würde: gewerbliche Lohnköche und Lohnkellner für große private Festlichkeiten. Ein Kapitel ist auch den Fäkalien gewidmet, die von „Kübelleerern“ eingesammelt und von Fäkalienfabriken aufbereitet an die Bauern als Dünger verkauft wurden. Jeder Fabrik war ein bestimmter innerstädtischer Bezirk zugewiesen, wobei die beste Ware aus den reichen Vierteln kam.

¹ Die ersten beiden Bände „Peitaiho. Großer chinesischer Raritätenkasten – mit Fußnoten“ (2012) und „Yuanmingyuan – Spuren einer Zerstörung“ (2013) sind ebenfalls im Berliner Elfenbeinverlag erschienen, s.a. StuDeO-INFO Juni 2013, S. 39, und StuDeO-INFO Dez. 2013, S. 34f.

Ungemein detailliert und kenntnisreich erzählt Kloubert von all diesen Facetten der Stadt. Immer wieder kommt er vom Hundertsten ins Tausendste. So erfährt man etwa im Kapitel über die Straßenhändler nicht nur, mit welchen Rufen welche Waren angepriesen wurden, sondern auch, welches Sortiment an Toilettenartikeln verkauft wurde, wie man Seife herstellte und womit man sich die Zähne putzte. Die Anmerkungen nehmen oft mehr Platz ein als der eigentliche Text. Drei Seiten zählen zum Beispiel nur die Namen der Pekinger Hutongs auf, die – und das gilt für alle chinesischen Namen und Begriffe im Buch – nicht nur in der deutschen Übersetzung, sondern auch in chinesischen Schriftzeichen aufgeführt werden. Eine Fundgrube für Sinologen und andere Wissenschaftler.

Dem Lesevergnügen tut das keinen Abbruch. Es gibt genug Geschichten und Anekdoten dazwischen, Sprichwörter, Literaturzitate und Liedtexte. Atmosphärisch dichte Beschreibungen lassen den Leser an einem romantischen Picknick von Ausländern auf der Stadtmauer teilhaben oder die Stimmung eines heißen Sommertages, durchdrungen vom Zirpen der Zikaden, erleben.



Dies ist kein Buch, das man von vorne bis hinten durchliest. Durch diese großformatige Collage muß man sich treiben lassen, hier und da verweilen, sich festlesen und in eine andere Welt eintauchen, dann weiterblättern, Bildern von Kamelen in Peking betrachten oder das Foto einer elegant gekleideten Chinesin im engen Qipao mit hochhackigen Schuhen, die – ein Bündel unter dem Arm – vom Bürgersteig auf die Straße tritt (S. 40). In Eile anscheinend. Wohin mag sie unterwegs sein? Und was trägt sie unter dem Arm?

Leider gibt es zu den zahlreichen Fotos und Abbildungen keine Unterschriften und Quellenangaben. Aber im Anhang ein Register, ein kommentiertes Literaturverzeichnis und als Beilage einen Druck des illustrierten Peking-Stadtplans von Frank Dorn von 1936.

Wer Peking im 21. Jahrhundert erlebt hat, wird Anklänge an das, was Kloubert beschreibt, wiedererkennen – und wehmütig werden. Denn das meiste ist tatsächlich inzwischen verschwunden. Und deshalb, um auf den Anfang zurückzukommen, ist der Leser – oder in diesem Fall die Leserin – wirklich dankbar für dieses Buch.

Martina Bölc

Vermischtes

Leserbriefe



Im letzten Dezember-INFO wurde die Lehrerin E-lise Schnasse erwähnt [im Artikel Gipperich S. 24-30]. Dieses Foto zeigt sie mit einer Schülergruppe in Shanghai um 1947. Meine Schwester Erika Stielow steht vorne, die zweite von links, und ich bin wahrscheinlich die zweite von rechts. Wenn ich mich recht erinnere, entstand das Foto auf den Stufen der Kirche, als wir nach dem Krieg in den Räumen des Kirchturms unterrichtet wurden. Als ein Erdbeben dort Schaden anrichtete, zogen wir um in ein Klassenzimmer in der Englischen oder Amerikanischen Schule.

Irene Cowan geb. Stielow

Wer kennt die Namen der Kinder?

Bitte melden bei Renate Jährling.

Der Artikel von Werner Schlieper hat mich natürlich sehr interessiert. Bestätigen kann ich, daß Kaiser Hirohito ein international anerkannter Meeresbiologe (Algen-Spezialist) war. Aus meiner siebenmonatigen Tätigkeit 1971/1972 beim Geological Survey of Japan in Tokyo liegen mir einige seiner Publikationen als Kopien vor. Während meiner Tätigkeit habe ich auf geologischen Exkursionen viel von Japan gesehen: von den Bergen auf Hokkaido (Bären-Gefahr!) über die Kitakami Berge/Küste, nicht weit von Fukushima, über den Abbau der Rokko-Vorbergkuppen zur Materialgewinnung für

die Aufschüttung der künstlichen Inseln vor meiner Heimatstadt Kobe bis hin zum Aso-Vulkan auf der Insel Kyushi. Des weiteren habe ich Vorträge auf japanisch (mit englischen Fachausdrücken) gehalten, u.a. an den Geologischen Instituten der Universitäten Sendai, Tokyo, Osaka, Hiroshima und Fukuoka, und hierbei auch viel Neues gesehen. Einer Einladung zur Besichtigung des kaiserlichen meeresbiologischen Labors innerhalb des Palastgeländes konnte ich wegen einer heftigen Grippe leider nicht Folge leisten.

Reiner Jordan

Jede Ausgabe weckt schöne Erinnerungen an eine weitgehend sorglose Jugend und bringt neue Erkenntnisse. Leider verlassen uns immer mehr unserer alten Freunde. Mit großem Bedauern entnahm ich dem letzten Heft, daß Lilo Wilfert [Ertel] und Eva Skoff [Bodenstein] verstorben sind. Ich kannte die beiden aus Tsingtau, wo wir zusammen bei der

US Navy auf der Tsangkou (heute Zankou) Air Base beschäftigt waren.

Im März 1949 reiste ich mit Familie Skoff auf der S/S Rena von Shanghai nach Europa [siehe dazu *StuDeO-INFO Dez. 2009, S. 26f. bzw. StuDeO-Archiv *2103*].

Hellmut Klicker

Über das Spiel „Shanghai-Millionaire“: Ich bin im Besitz eines „Game of Tientsin Millionaire“. Die „billigsten“ Straßen sind mit jeweils \$ 60,- Colombo Road und Oxford Road, die teuersten Rue de

France (\$ 350,-) und Victoria Road (\$ 400,-). Wir haben das Spiel als Kinder oft begeistert mit unseren Eltern gespielt.

Inge Neumaier geb. Biller

Eine Anmerkung zum Artikel Gipperich, S. 26, Anm. Nr. 9: Mein Vater, Dr. Heinrich Röhreke, war vom 29.5.1940 bis 14.11.1940 kommissarischer Leiter der Dienststelle Chungking und bevollmächtigter Vertreter des Reichs bei der chine-

sischen Nationalregierung, die bekanntlich dorthin ausgewichen war. Der nominelle Geschäftsführer, Dr. Felix Altenburg, saß in Peking, das von Japan besetzt war.

Alexander Röhreke

Besonders hat mich der Bericht von Erika Seele über Sumatra interessiert. Da konnte man wieder richtig eintauchen in die indonesische Vergangenheit, die sich bis zur Beschreibung des Badezimmers (indonesisch: Mandi) bis heute nicht verändert hat. Das Wasserbecken, das ständig mit frischem Wasser gefüllt war, aus dem man sich mit einem Schöpfgefäß so herrlich abdschen konnte. Noch vor wenigen Monaten habe ich in meinem Haus auf Bali eine solche Erfrischung erleben

können. Die Badezimmer sind ohnehin bis zur Decke hin gefliest, so daß man sich vor herumspritzendem Wasser nicht vorzusehen braucht. Ich bin bis heute noch der Meinung, daß man auf diese Weise ringsherum besser von frischem Wasser benetzt wird als aus so mancher Hoteldusche, aus der einen nur noch wenige Strahlen des kühlen Wassers erreichen.

Hardy Zöllner

Zuschrift

Pfarrer Karl-Heinz Schell entdeckte auf der Website www.oldqingdao.de Informationen über eine sehr alte deutsche Glocke in der St. Paulskirche in Tsingtau. Ihre Inschriften lauten: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben – 10. November 1883 – Bochumer Verein Gußstahlfabrik.“

Wilhelm Matzat kann dazu sagen: Ein offensichtlich christlicher Chinese aus Tsingtau hatte in den 1920er Jahren irgendwie die Gelegenheit, in den USA alte deutsche Gußstahlglocken zu kaufen, vielleicht sollten sie verschrottet werden. Er kaufte drei Stück und konnte auf Grund guter Beziehungen zur amerikanischen Marine die drei Glocken durch ein US Kriegsschiff, das von San Francisco

nach Ostasien auslief, nach Tsingtau bringen. Dort schenkte er sie den drei chinesisch-lutherischen Kirchen der American Lutheran Mission Society, eine für St. Paul, eine für die Kapelle in Taidongzhen und eine für Licun. Das Ganze ist also eine rein chinesische Angelegenheit, zufällig handelt es sich bei den Glocken um deutsche Produkte, hergestellt von dem Bochumer Verein, der als erster Gußstahl entwickelt hat, noch vor Krupp.

In der 1910 eingeweihten Tsingtauer Christuskirche hängen Bronzeglocken der Turmuhrenfabrik und Glockengießerei Johann Friedrich Wehle, weithin verkündet an der Turmuhr durch die Inschrift: J. F. Wehle, Bockenem am Harz.

Allerlei

Virtueller Rundgang durch das Lager Bando.

Das Deutsche Institut für Japanstudien (DIJ) bietet auf der Website <http://bando.dijtokyo.org/> einen Einblick in die Bando-Sammlungen und schreibt einleitend: Sie umfassen Originalmaterialien aus dem Kriegsgefangenenlager Bando bei Naruto und einigen anderen Lagern in Japan, in denen von 1914 bis 1920 ca. 5.000 Deutsche [und Österreicher] nach dem Fall von Tsingtau interniert waren. Für die Entwicklung und Förderung der deutsch-japanischen Beziehungen ist das 1917 errichtete Lager Bando von wesentlicher Bedeutung. Das Entgegenkommen der japanischen Lagerleitung unter Kommandant Toyohisa Matsue ermöglichte ein reges kulturelles Leben im Lager.

Holland plant TV-Film über den Untergang der Van Imhoff.

Der Dokumentarfilmer Foeke de Koe bereitet in Zusammenarbeit mit dem öffentlichen holländischen Fernsehen eine dreiteilige Dokumentation (à 50 Minuten) über die Van Imhoff-Affäre vor – ein Zwischenfall, der seines Erachtens nach über 70 Jahren dem holländischen Publikum nahe gebracht werden sollte. Es geschah damals folgendes: Nach der deutschen Invasion in Holland am 10. Mai 1940 wurden in Niederländisch-Indien

alle männlichen deutschen Zivilisten und zufällig anwesenden Marinesoldaten in Lagern interniert. Als fast zwei Jahre später die Übernahme des Landes durch die Japaner drohte, die die Deutschen befreit hätten, entschied die holländische Regierung, die Männer nach Britisch-Indien zu schaffen. Eines der drei Schiffe, das den Hafen Padang verlassen hatte, wurde von den Japanern am 19. Januar 1942 bombardiert. Als die Van Imhoff zu sinken begann, ordnete der holländische Kommandant an, die in Frachträumen eingesperrten deutschen Gefangenen nicht zu befreien, und verließ das Schiff mit seiner Mannschaft auf Rettungsbooten. 409 Deutsche starben, 68 konnten sich auf die Insel Nias retten (knapp die Hälfte der Überlebenden waren Seeleute).¹

Foeke de Koe suchte bei StuDeO Kontaktadressen von Familienmitgliedern oder Verwandten der Gefangenen, insbesondere von denen, die sich auf Nias gerettet hatten. StuDeO konnte einige Namen und Adressen nennen.

Geplant ist, den Nachkommen eines Überlebenden mit dem Nachkommen eines holländischen Mannschaftsmitglieds zusammenzubringen, damit sie

¹ Vgl. Albert Vehring in StuDeO-INFO April 2012.

auf einer Reise nach Indonesien das tragische Geschehen gemeinsam entwirren. Die zwei Protagonisten werden – begleitet von einer Kamera – in Archiven in Europa und Asien recherchieren, relevante Plätze besuchen und Historiker und andere Fachleute treffen, so daß sich dieses vielschichtige Geschehen aus ihrer Perspektive erschließt.

„Wir hoffen zeigen zu können, daß Krieg nie eine Schwarz-Weiß-Situation ist oder ein simples Gut gegen Böse. Der Film könnte sogar Begriffe wie Vergebung und Aussöhnung thematisieren, und – hoffentlich – einem großen Publikum in den Niederlanden einen Einblick in Kriegsverbrechen geben, die von den Niederländern selbst begangen wurden.“

Einweihung der Glocke in Peking. Im StuDeO-INFO Dezember 2015 berichteten wir S. 6-8 über die neue Pekinger Glocke, von der Idee bis zum Transport. Nun wurde sie, wie gewünscht am 6. Dezember 2015, am Tag des Bischofs St. Nikolaus und zugleich dem 2. Adventssonntag eingeweiht. Den feierlichen Gottesdienst der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache im Europasaal der Deutschen Botschaft leitete Pfarrer Dr. Karl-Heinz Schell [*Pfr. Schell ist seit dem 1. April Dekan in Michelstadt*]. Er schreibt dazu:

„Es erklang noch einmal der Glockensegen, den Ralf Horndasch, Direktor der Evangelischen Diakonissenanstalt Stuttgart, nach Herborn-Sinn geschickt hatte, um den Glockenguß am 17. Juli 2015 zu segnen. [*Von Stuttgart aus waren in der ersten Hälfte des 20. Jh. Krankenschwestern ins Deutsche Hospital Peking entsandt worden.*] Mitbeteiligt

waren der neue Pekinger Pfarrer Ralf Richter, der neue Kirchengemeinderat-Vorsitzende (KGR) und Botschaftsarzt Dr. Enno Winkler, der ehemalige KGR-Vorsitzende Dr. Nicolas von Behr sowie der Transportkoordinator der Gemeinde Peking, Michael Kessler. Eine besondere Freude war es, die Kinder der Jungschar und des Kindergottesdienstes beim Einläuten der Glocke zu erleben (*siehe Foto*). Damit sie in Zukunft auch ökumenisch wirken kann, schlug sie auch der neue Pfarrer der Katholischen Gemeinde Peking, Franz Herz, an.



Nun steht sie da, die Glocke von Peking, the Bell of Beijing in ihrem Glockenstuhl in der Deutschen Botschaft. Zu jedem Gottesdienst wird der mobile Glockenstuhl in den Europasaal bewegt.

Wenn man überlegt, daß Projekte dieser Art in einer Expatsgemeinde eigentlich kaum umzusetzen sind, weil z.B. diejenigen, die das Projekt beschlossen haben, nach spätestens drei Jahren alle wieder weg sind, ist die Verwirklichung dieser Idee ein Wunder.“

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen sechs neue Mitglieder (insgesamt 417 Mitglieder):

Johannes Gehrmann

Jürgen Kracht (Fiducia China, Hongkong)

Herr Yue (Louie) Liu (Kurator des Tianjin Museum of Modern History)

Frau Mu Li (Chaoyang/Prov. Liaoning, seit 2001 in Deutschland)

Frau Haifen Nan (Fuzhou, seit 2004 in Deutschl.)

Dr. Andreas Wistoff (Peking seit 2005)

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jährling – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

◆ Wolfgang Müller-Haus

Von einem Münchner Pfarrer haben wir anlässlich seiner Haushaltsauflösung Regale und Büromöbel für Archiv und Keller erhalten. Dazu einen sehr schönen Vitrinenschrank, der sich wunderbar ins Wohnzimmer einfügt. Darin sind nun dem Verein übereignete Erinnerungsstücke (asiatisches Kunsthandwerk etc.) ausgestellt. Im Archiv gibt es viele Neuzugänge an Büchern und Manuskripten. Viel Arbeit für ^{***} und Renate Jährling! In einer Umräumaktion haben wir drei gemeinsam in einem wahren Kraftakt zentnerweise Bücher vom Keller nach oben und andere wieder nach unten getragen. Die umfangreiche Bibliothek bietet vielfältiges und interessantes Material zum Forschen und Schmökern. Ein Besuch des Wolfgang Müller-Hauses lohnt sich schon allein deshalb auf jeden Fall!

Ursula Fassnacht

◆ Mitgliederversammlung 2016

Die nächste turnusmäßige Mitgliederversammlung wird am **Samstag, dem 24. September 2016** in Oberursel bei Frankfurt am Main stattfinden. Die Einladung mit Tagesordnung und Anlagen sowie eine Namensliste (Stand: April 2016) gehen allen Mitgliedern als **Beilage** in diesem Heft zu. Für das Treffen sind die drei Tage vom 23. bis 25. September mit einem kleinen Rahmenprogramm vorgesehen. Freunde und Verwandte der Mitglieder sind herzlich willkommen.

Wir konnten uns ein Zimmerkontingent bis zum 30. Juni 2016 sichern und bitten um selbständige Zimmerreservierung bis zu diesem Tage. Übernachtung (incl. Frühstück vom Buffet) im Einzelzimmer: € 86,00, im Doppelzimmer (für 2 Personen): € 110,00.

Versammlungsort:

Parkhotel am Taunus

Hohemarkstraße 168

61440 Oberursel

Tel. 06171-9200

Fax 06171-26627

E-Mail: info@parkhotel-am-taunus.de

Website: www.taunus-hotel-collection.de



Inhalt

Basisinformation zu StuDeO	2
Editorial	3
Peter Hütz: Raden Saleh – ein Mittler zwischen Orient und Okzident. Lebensgeschichte des Malers nach dem Buch von Werner Kraus	3
Hermann Höne (1883-1963). Seine einzigartige Schmetterlingssammlung aus Ostasien	6
Hellmut Klicker: Mein Vater Friedrich Jacob (Fritz) Klicker (1883-1955). Als Bergbauingenieur von 1907 bis 1952 in China. 1. Teil	9
Martina Bölek: Deutsche Studierende in China. Impressionen aus knapp hundert Jahren	13
Heidi Meske: Udo Meske (1932-2015) – eine Jugend in Shanghai	19
Erika Seele: Erinnerungen an Niederländisch-Indien und Japan 2. Teil: Internierung auf Sumatra, Ausreise, Japan 1941-1944	23
Otto Frei: Meine Jugend im „Neuen China“. Tianjin 1951-1964	28
Renate Jährling: Yokohama Yankee – Die fünf Generationen der Familie Helm. Eine Familien- und Firmengeschichte nach dem Buch von Leslie Helm	33
Hilke Veth: Wera Schoenfeld geborene Siemssen. Ein Porträt anlässlich ihres 95. Geburtstages am 22. Juli 2016	39
Hamburgs Söhne - die guten Deutschen in Nanking. John Rabe und seine Freunde. Eindrücke von der Ausstellung im BallinStadt Auswanderermuseum	42
Buchempfehlungen	
– Wang Yi: Constantin von Hanneken in China 1879-1925	44
– Dirauf, Michael: Goldrausch in Korea. Die deutsche Goldmine in Korea von 1897 bis 1903	
– Kloubert, Rainer: Peking. Verlorene Stadt	
Vermischtes: Leserbriefe – Zuschriften – Allerlei	47
Vereinsnachrichten	49



Schmetterling aus Shanghai (1944)
12 cm groß, Sammlung Höne (zu S. 6-8)

Shanghai, (China)
 Provinz Kiangsu.
 /8.7.1944 H.Höne.

Linkes Etikett
vergrößert



M.S. Asama Maru (zu S.23-28)
Quelle: StuDeO-Fotothek P8219

Meine Jugend im „Neuen China“(zu S. 28-32)



Dekor einer Tafel Schokolade von Café Kiessling, ca. 1960
Qishilin = Kiessling, Qiaokeli = Schokolade

Frei Nr. 50



Großer Sprung nach vorn
Werbung für Stahlproduktion auf Briefumschlag, 1959

Frei Nr. 61



Aufruf zur Landarbeit (Plakat)

Frei Nr. 64



Affenkönig Sun Wukong
als Zeichentrickfigur

Frei Nr. 69



Mao Tsetung mit Jungen Pionieren

Frei Nr. 1

Fotos: Otto Frei

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg 2016

Sonnabend, 22. Oktober
um 12.00 Uhr im

Restaurant „Ni Hao“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens
eine Woche vorher bei:

Gisela Meyer-Schmelzer

StuDeO-Runde Leonberg 2016

Samstag, 17. September
um 13.00 Uhr im

Restaurant „Golden Town“
Leonbergerstr. 97

Anmeldung bitte richten an:

Carl Friedrich

StuDeO-Runden München 2016

Samstag, 12. November
um 12 Uhr im

Restaurant „Mandarin“
Lederer Str. 21

Anmeldung bitte richten an:
Marianne Jährling

Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).



Blick vom Garten auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth